Müller
Tempel
zu
Tivoli

UB Heidelberg
C
3579
4

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0001
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0002
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

2415

Die

Tempel zu Tivoli bei Rom

und

das altchristliche Privathaus auf dem Monte Celio.

Mit 3 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text.

Archäologische Studien

von

Dr. Gustav Adolf Müller

Bevollmächtigter und korresp. Mitglied des Leipziger Museums für Völkerkunde.

Leipzig

Verlag von Paul Schimmelwitz.

C 3579 4=

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0003

© Universitätsbibliothek Heidelberg

gefördert durch die DFG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0004
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

Die

Tempel zu Tivoli bei Rom

und

das altchristliche Privathaus auf dem Monte Celio.

Mit 3 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text.

Archäologische Studien

von

Dr. Gustav Adolf Müller

Bevollmächtigter und korresp. Mitglied des Leipziger Museums für Völkerkunde.

Leipzig

Verlag von Paul Schimmelwitz.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0005

© Universitätsbibliothek Heidelberg

gefördert durch die DFG

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0006
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Zur Nachricht.

Zum ersten Male werden die jedem Besucher Italiens freundlich bekannten Tempelruinen von Tivoli hier in wissenschaftlicher, verständlicher Diskussion auf ihre einstige mythologische, resp. religiöse Bestimmung eingehend untersucht, wenigstens von Seiten eines deutschen Archäologen. Da die herrlich gelegenen Tempel Allgemeingut des Wanderinteresses, nicht nur der Altertumswissenschaft sind, hat der Verfasser von der Anhäufung gelehrter Zitate absichtlich Umgang genommen.

Noch höheres Interesse darf meine Darstellung des merkwürdigen altchristlichen Privathauses beanspruchen, das unter der alten Kirche der H. H. Johannes und Paulus auf dem Monte Celio als einziges in seiner Art und erstes überhaupt entdeckt worden, deutschem Wissen aber noch in keiner Weise näher gebracht worden ist. Die verstreuten partiellen Erwähnungen in Handbüchern deutscher Gelehrter und in Zeitschriften sind spärlich an der Zahl, irrig in den Angaben. Ich rechne daher auf die Anerkennung meiner guten Absicht nicht ohne Berechtigung.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0007
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Wie früher, so habe ich auch diesmal auf meinen archaeologischen Streifzügen in und um Rom mich der wohlwollenden und kollegialen Unterstützung hervorragender Männer erfreut. Insbesondere sage ich Dank für mancherlei Anregung und Förderung den römischen Archäologen, Msgr. Crostarossa und Msgr. A. de Waal, dem Convent der P. Passionisten bei S. Giovanni e Paolo sowie dem ruhmvollen Entdecker des Martyrhauses, P. Germano di S. Stanislao.

Ganz besonders aber gebührt mein Dank der edlen Frau, die mein Schaffen ermöglicht hat und der ich die Arbeit freudig zu Füssen lege.

Gustav Adolf Müller.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0008
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

Frau Anny Grosch, geb. Poeppel

in Dankbarkeit gewidmet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0009
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0010
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

Die Tempel zu Tibur-Tivoli.

Was das heutige Tivoli, das antike Tibur, so berühmt macht und so viele Tausende alljährlich zu diesem romantischen Gedanken der Natur führt, das ist die unvergleichliche, paradiesische Lage der Stadt, die wilde Schönheit der weltbekannten Wasserstürze, das grottenreiche Geklüft der die Stadt tragenden Felsen und gewiss auch die ergreifend wirkende Lage des alten Rundtempels, den die Reiseführer sowohl wie archäologische Streitschriften bald der Vesta, bald der Sibylla heilig sein lassen, durch diese Ungenauigkeit das vordrängende Interesse an der Geschichte dieses äusserst wertvollen antiken Denkmals verletzend.

Im Anblick Tivolis wird jedem Archäologen und jedem Freunde des Altertums, der die Fühlung mit dem warmen Menschenleben noch nicht ganz verloren hat, die oft gehörte und gelesene Behauptung, es sei den Alten und besonders den Römern das frische und unmittelbare Empfinden für die Schönheiten der Natur, wie es der moderne Mensch besitze, abgegangen, gewiss lächerlich erscheinen. Viele hier entstandene Oden des heiteren Horatius atmen wohl zuweilen sinnlich materielles Vergnügen; wer aber die reine, erhabene Freude verkennt, die den Dichter in der grandiosen Umgebung Tivolis, wo sein Gönner Mäcenas eine herrliche Villa besass, zu den begeistertsten Gefühlen entflammte, der vermag eben selbst nicht jener Empfindung fähig zu werden, in welcher der Mensch, überwältigt von der Grossartigkeit der Natur, den Blick nur aufwärts richtet und, wenn er ein Dichter wie Horatius Flaccus ist, ausruft:

„odi profanum vulgus!“

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0011
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Eine so einzige Macht wie Tiburs und Tusculums Schönheit will heiliges Schweigen oder Frohsinn und das „favete linguis!“ versteht am besten, wer einen sonnigen Tag zu Tivoli verlebt hat. Wenn uns G. Julius Cäsar in seinen Kriegsberichten nicht mit poetischen Naturschilderungen unterhält, so entspricht dies vollkommen seiner nüchternen Aufgabe, wohl auch seinem persönlichen Wesen. Überdies: was kann den kundigen Kenner Italiens noch landschaftlich im Norden zu flammender Ekstase begeistern und wer will von Cäsar, dem Sohne des ewig heitern Südens, verlangen, dass er den damals noch finstern und rauhen germanischen Landstrich und die Urwälder lobpreise? Aus einem derartigen Unterlassen darf man kein „argumentum e silentio“ schmieden, doppelt nicht da, wo so viele Momente den altrömischen Sinn für Naturschönheit bezeugen. Der Römer war gewiss zunächst praktisch; „un' uomo pratico“ ist noch heute in Italien das schönste Kompliment, das man einem Fremden machen kann. Die Römer bauten ihre Kastelle und Warttürme nur dahin, wo sie etwas nützten; sie benutzten, wie ich in meinen „Prähistorischen Kulturbildern“[1]) ausführte, sehr oft bei uns im Norden hierzu vorgeschichtliche Punkte, wie bei den Pfahlbauten des Bodensees. Allein sie liessen doch auch die Schönheit der strategischen Punkte nicht unbeachtet, wo sie dieselbe zum praktischen Vorteil hinzuwählen konnten. Und vor allem eines: um der in allen Offenbarungen der Natur rege thätigen und überall lebendigen Gottheit einen Tempel zu errichten, hielt der Römer — fast mehr noch wie der Grieche — gerade die schönsten und erhabensten Stellen der Länder für gut genug. Was hat die Römer veranlasst, auf der mittleren, höchsten Spitze des Soracte, dieses etwa 5—6 Kilometer langen, beiderseits steil abfallenden Kalkfelsens, dort, wo heute die Kirche S. Silvestro mit einem kleinen unbenutzten Kloster steht, einen Apollo-Tempel zu erbauen? Doch wohl nicht nur die strategische, sondern auch und gewiss vornehmlich die ästhetisch-psychische Erwägung, dass von hier das

[1]) Bühl, 1890. Mit 12 Tafeln. Vgl. Abschnitt „Pfahlbauten“.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0012
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Tivoli — Tibur.
Totalansicht der Cascaden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0013
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

entzückte Auge reicht bis zum Zentralapennin, den Sabiner-, Volsker- und Albanerbergen, westlich bis zum blauflutenden Meer, dem See von Braciano und im Norden bis zum Cininischen Wald! Liegt nicht in der berühmten Ode des Horaz „vides, ut alta stet nive candidum Soracte" ein Zeugniss für diese unsere Anschauung[1]) und spricht sich nicht eine überwältigte Ehrfurcht vor der Erhabenheit des „heiligen Berges" in den Worten aus, mit denen Vergil in der „Aeneis"[2]) an den Soracte erinnert: „Summe deum sancti custos Soractis Apollo?" Das Beispiel des Soracte darf für hundert andere Fälle gelten; es findet seinen Urtypus in dem Olymp der griechischen Götterreligion. Die Naturweihe der antiken Religionen war der unmittelbare Ausdruck des Naturglaubens, bei der Wahl der Tempelplätze hat zweifellos aber auch die landschaftliche Empfindung entscheidend mitgesprochen. Freilich, sie nicht allein. Es würde uns nicht schwer fallen, an unzweideutigen Beispielen darzuthun, dass da und dort auch der mythologische Charakter der zu ehrenden Gottheit die Wahl des Platzes empfahl. Man wird mir dies bestreiten wollen, allein meine persönlichen Beobachtungen während meiner Ausgrabungen im Elsass, in Bayern und in meinem badischen Heimatlande berechtigen mich zu meiner Ueberzeugung. Ich habe ein Aediculum des Pan in der Nähe von Neuweiler im Elsass bestimmt, ohne zunächst eine andere leitende Spur als die örtliche Lage zu haben; meine Vermutung ward durch ältere Bezeugungen und massgebende Funde bestätigt. Man wird eben im Gebiet der Ackerländer mehr die Verehrung ländlicher Gottheiten, auf den Höhen der Berge eine der Götter der Weisheit und Stärke zu suchen haben und stets auch der Urgeschichte jener Orte, an denen uns römische Tempel begegnen, eingedenk bleiben müssen.

All unsere bisherigen Gedanken und Sätze haben ein Anrecht auf Würdigung, wenn wir die weltberühmten Tempel auf der Höhe von Tivoli auf ihre mythologische Zwecksbestimmung

---

[1]) Horaz, Carm. I, 9.

[2]) Vergil, Aeneis XI, 785.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0014
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

hin prüfen sollen. Auch hier ist es die Lage, welche dem Naturempfinden der Alten alle Ehre macht und unseres Erachtens die offen stehende Frage, welchen Gottheiten die Tempel geweiht waren, zur Entscheidung führt.

Dass Tibur lange vor Roms Gründung als eine Niederlassung der Siculer bestanden habe, ist eine nicht ohne weiteres abzulehnende Version der Sage. Gewisse Spuren der Neptunsverehrung sprechen dafür und vorgeschichtliche Funde bestätigen wenigstens, dass das alte Tivoli auch in der Steinzeit menschliche Bewohner barg. Wir wissen freilich sonst nicht viel von Tiburs Geschichte: Camillus unterwarf 380 v. Chr. die Stadt endgültig den Römern, zu deren latinischem Städtebund seitdem Tibur gehörte. Die Schönheit der Lage schätzend, bauten sich hier zahlreiche römische Grosse in der Kaiserzeit anmutige Villen: Augustus stellte Tibur neben Capri, und Maecenas liebte den Aufenthalt zu Tivoli über alles. Es ist zu bedauern, dass wir über die Lage der kaiserlichen Villa nicht zuverlässig unterrichtet sind: wir würden vielleicht von dieser Seite her eine Aufklärung über die Beziehungen der tiburtinischen Tempel zur Götterwelt erhalten haben.

Sichere Kenntnis haben wir nur davon, dass Herkules und Vesta hier in besonderen Ehren standen. Der heutige Ortsbefund beweist auch, dass Tivoli-Tibur einen eigenen „mons sacer", einen Tempelberg besass, der sich über den tosenden Wassern des Anio erhob; es war der Felsen, der noch heute, von der historischen Topographie „Castro vetere" genannt, oberhalb der Wasserfälle steht und den Tempel der „Sibylle" sowie jenen des „Tibur" (oder der Sibylle) trägt, dem Beschauer einen Ausblick gewährend, der auch ohne den durch den Gregorianischen Felsdurchstich geschaffenen Charakter der Wasserfälle ein entzückender, ja hinreissender genannt werden müsste.

Bekanntlich umschliessen heute die Wirtschaftsräumlichkeiten des „Hôtels de la Sibylle" den alten heiligen trapezförmigen Berg von Tibur, welchen wir uns als „Akropolis" der Stadt zu denken haben, als das Kapitol Tiburs mit Heiligtümern und einem Ka-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0015
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

stelle. Im Hofe des Gasthauses steht weithin sichtbar der sogenannte „Tempel der Sibylle“, ein kleiner Rundbau korinthischer Ordnung mit ringsum laufender offener Säulenhalle. Neben ihm finden wir noch einen zweiten schönen Tempel, das sogenannte Heiligtum des „Tiburtus“, ein längliches Viereck mit vier jonischen Säulen an der Vorderseite. Soweit wir dessen zur Erreichung unserer Aufgabe, die wahre Bestimmung insbesondere des Rundtempels herauszufinden, bedürfen, werden wir uns mit beiden Tempeln zu beschäftigen haben.

Ob die beiden Heiligtümer ihre Erhaltung dem landschaftlichen Reiz ihrer Lage zu danken haben, ist eine wohl nur halb zu bejahende Frage. Der Sühneeifer des Christentums hat beide Tempel christlichen Kultuszwecken dienstbar gemacht. Der Rundtempel war im Mittelalter, wie der Augenschein lehrt, zur Kirche umgewandelt worden: man sieht noch die damals eingebrochene runde Nische für den Altar, die mit einer Cella oder Apsis nichts zu thun hat. Auch an Thür und Fenster sieht man die ändernde Einwirkung später Zeiten, so dass der kleine Rundtempel von seiner inneren Originalität mehr verloren hat als der benachbarte längliche Tiburtustempel, der gleichfalls bis 1884 in eine Kirche verbaut war.

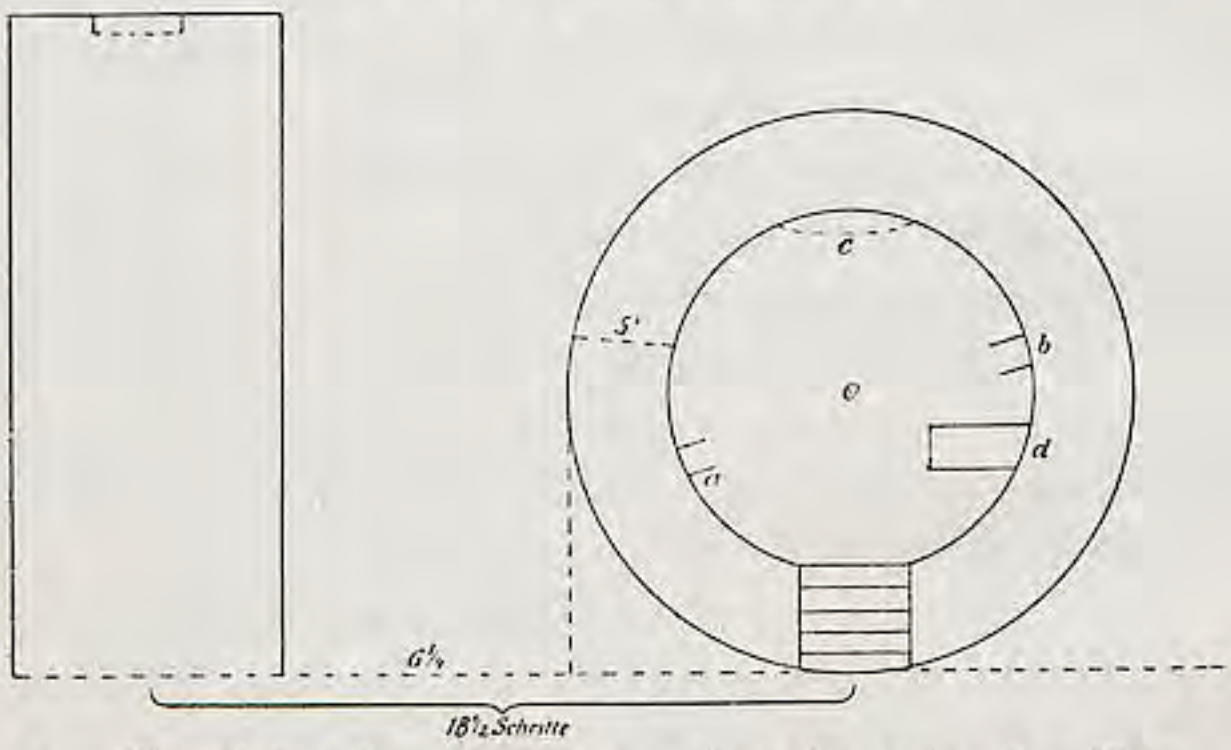
Die Beschreibung der Tempel ist mit nachstehenden Sätzen erschöpfend genug gegeben:

Der schöne Rundtempel erhebt sich auf der Spitze des den Aniofluss beherrschenden Felsens, durch seine Lage und seinen Aufbau die „harmonische Disharmonie“ des Areals, das ungleichförmig abschliesst, nicht verletzend. Der Tempel ist ein Peripteros; er erhebt sich über der durch rohes Mauerwerk consolidierten Area auf einem Unterbau aus Travertin, der eine höchste Höhe von 2,35 m und eine obere Breite von 1,33 m erreicht. Die Umgangshalle war ursprünglich durch 18 kannelierte Travertinsäulen korinthischer Ordnung getragen, deren Bearbeitung angesichts des schwer zu behandelnden Materials ebenso lobenswert ist wie die meisterhafte Berechnung, welche Schaft und Kapitäl so bemessen hat, dass Solidität und Eleganz sich nicht

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0016
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

widerstreiten. Von den 18 Säulen, deren untere Breite 2,73 m beträgt, sind noch 10 erhalten, welche das schöne Gebälk des Umgangs tragen. Die Architektur dieses Gebälkes ist leicht und gefällig. Die doppelreihige Kassettierung der Decke zeigt sorgsame Arbeit. Der Innenraum der heute deckenlosen Cella misst rundum 32, quer 10 Schritte; die Thürbreite beträgt aussen am Boden $4^1/_2$ Schritte, die Schwellenlänge unter dem Thürsturz $8^1/_2$ Fuss. Von den zwei Fenstern ist eines erhalten. Vom Säulenumgang ist die Cella 5 Fuss entfernt. Der Gesamtumfang des Rundtempels lässt sich auf $62^1/_2$ mittlere Schritte angeben.

Heutiger Situationsplan.



a = Wandnische. b = Fenster. c = Spur der Apsis. d = Thüre.

In der Cella haben wir von späteren christlichen Zuthaten abzusehen. Freilich sind deren gegenwärtig nicht mehr viele; von christlichen Wandmalereien ist keine Spur mehr erhalten. Nur die grosse Nische für den christlichen Altar ist noch in ihrer Linienführung erkennbar. Eine kleinere, mit Travertin gefasste Nische, gegenüber der Thüre, 40 : 60 cm messend, schreibe ich entschieden antiker Provenienz zu. Sie hat ihre Vorbilder in nicht wenigen andern Tempelbauten, sehr überzeugend z. B. im Apollotempel zu Pompeji. Dass der christliche, schmuckreich ausgestattete Kultus diese kleine Nische, sei es als Wand-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0017
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

tabernakel, sei es als Ort für eine Weihelampe, sehr gut benutzen konnte, liegt auf der Hand; dass er sie aber bedingte, ist eine völlig unbegründete Annahme neuerer Archäologen, um so lächerlicher, als diese Herren in Rom Gelegenheit genug zu Vergleichen hätten. Die römische Kirchenpraxis hat, wie im Pantheon ersichtlich, heidnische Altarnischen genommen, wie sie dieselben vorfand; antike Badewannen sind zu Taufsteinen und Heiligensärgen verwendet worden und die Statue der heil. Agnes in S. Agnese fuori le mure ist eine Antike, der man einen christlichen Kopf aufgesetzt hat. In Italien überhaupt hat das Christentum gegen die Antike eine seltene Schonung bethätigt, Vandalismen nach dieser Richtung haben einen ganz anderen als einen religiösen Untergrund.

Der seit dem Ende des XVI. Jahrhundert verlassene Rundtempel von Tibur war nachweislich schon sehr frühe vom christlichen Kultus übernommen worden; um 978 wird er als Diakonie erwähnt. Dass er einer weiblichen Heiligen, und zwar Mariä, geweiht wurde, ist für mich in unserer Frage nicht ohne Bedeutung.

Der zweite Tempel war seit dem Ende des X. Jahrhunderts in die dem heil. Georg geweihte Pfarrkirche eingebaut; heute steht er von jeder Zuthat befreit. Der Unterbau ist Tuff, der Bau selbst vollständig aus Travertin. Die Front bildeten vier freistehende jonische Säulen; weitere sechs zierten die Flanken, fünf davon zu zwei Drittel so in die Cellawand eingeschlossen, dass der Tempel als Pseudo-Peripteros zu gelten hat. Der Travertin-Unterbau ergibt eine Höhe von 1,75 m. Die äussere Längsseite des Tempels bemass ich mit 21, die Frontseite mit 12 Schritten; die innere Längswand der Cella ergab $15^3/_4$, die Querwand 9 Schritte. Bei näherem Augenschein wird man gegen die übliche Bezeichnung als „kleiner Tempel“ immer misstrauischer. Wer mit dem antiken Tempelbau etwas vertraut ist, wird die Cella ganz respektabel finden und beinahe versucht sein, an der Hinterwand mehr als eine einzige Statue zu suchen, ähnlich wie die Basis der Cella im Jupitertempel auf dem Forum zu Pompeji die Existenz dreier Götterbildnisse nahelegt.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0018
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Auch dieser Tempel verrät sich nach Stil und Bauart als ein sorgfältiges Werk der sullanischen Epoche. Seine Entfernung von dem Unterbau des Rundtempels beträgt gemessen I. von der Mitte der untersten Stufe des Rundtempels bis zur Mitte der Vorhalle des jonischen Tempels $18^1/_2$ Schritte; II. vom Ende der Front des letzteren bis zum Anfang des Kreisgebiets des ersteren $6^1/_4$ Schritte (= n. Nibby 13 Fuss). Vorn liegen beide Tempel an einer geraden Linie; nach hinten tritt der jonische Tempel um ein beträchtliches weiter zurück.

Die Frage, welcher Gottheit der Rundtempel von Tivoli, welchem göttlichen Wesen der andere Tempel geweiht war, hängt mit einer Reihe von anderen Fragen innig zusammen. Nicht ohne Bedeutung ist nach dieser Richtung die Zeit der Erbauung und die direkte Veranlassung. Beide Tempel charakterisieren sich als Werke der sullanischen Epoche. Wie in zahllosen analogen Fällen, so gilt aber auch hier der archäologische Grundsatz, dass die römische Kultusstätte sicherlich auf einer vorrömischen errichtet wurde. Als Camillus im Jahre 380 v. Chr. Tibur wie das alte Praeneste den Römern unterwarf, die „siculische" Stadt also der Genossenschaft der mit Rom verbündeten latinischen Städte einverleibte, übten die Römer sicherlich ihren altreligiösen Brauch, die Lokalgötter des neuen Besitztums unter ihren äusseren Schutz zu nehmen; sie luden daher gewiss den bereits verehrten Gott Tiburtus in ihren Götterrat und errichteten diesem einen Tempel, wie sie es anderwärts nicht unterlassen haben, den Landesgottheiten, z. B. der Diana Abnoba des Schwarzwaldes, ihre Huldigung zu bezeugen. „Im Prinzip" werden wir also mit Recht auf Tivolis Boden ein grösseres oder kleineres Heiligtum des Stadtgottes zu suchen haben.

Die spätere Untersuchung über die Bestimmung beider noch existierender Tempel macht es notwendig, diesem Stadtgott von Tibur etwas fester ins Antlitz zu schauen. A. Nibby, dessen verdienstvolles Werk[1]) über die historisch-topographisch-antiqua-

[1]) Analisi storico-topografico-antiquaria della carta de Dintorni di Roma, di A. Nibby. 3 Bde. Roma, 1849. II. Aufl.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0019
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

rische Karte von Rom kein Forscher in unserer Frage übersehen kann, stellt die Sage von Tiburtus in einer Weitschweifigkeit dar, die der Klarheit unserer Beweisführung nur schaden kann. Wir beschränken uns daher auf folgende Sätze: Die aus ihrer sizilianischen Stadt vertriebenen Brüder Tiburtus, Cora und Catillus, Söhne des älteren Catillus, sollen die Stadt nach dem ältesten Bruder Tibur benannt haben; nach anderen ist Tibur die Gründung des Catillus, der mit einem „ver sacrum" der Argiver hierher gekommen war, und benannt nach dem ältesten Sohne Catills — jedenfalls also griechischen Urelementen verwandt. Für die erstere und letztere Version kann mit Erfolg ein so guter Kenner Tiburs wie Horatius in mehreren Stellen angerufen werden; ihm leistet für die zweite Version Ovid Beistand, der den Aniofluss also apostrophiert:

Nec te praetereo, qui per cava saxa volutans
Tiburis Argei spumiver arva rigas.[1])

Für den ursprünglich argivischen Ursprung der drei Brüder tritt auch Vergil mit den Versen ein:

Tum gemini fratres Tiburtia moenia linquunt
Fratris Tiburti dictam cognomine gentem
Catillusque acerque Coras, argiva inventus.[2])

Man wird somit die Gründung Tiburs, wie Nibby (Tom. 3, p. 166) sie berechnet, in das XIV. Jahrhundert v. Chr. setzen dürfen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das heute die Tempel tragende Felsenplateau, das nur durch viele Arbeit isoliert worden ist, als die alte Akropolis den ältesten Teil der Stadt — das „Siculion" des Dionysius — umschloss. Damit ist für die Lage des Tempels für einen etwaigen Stadtgott genug gesagt. Tiburtus' Name ward diesem göttlichen Numen verliehen, und ich denke, niemand wird bestreiten wollen, dass Tiburtus als Gott der Gründung auch die Naturattribute zu empfangen hat, welche ihm die Lage seiner Schutzstadt darbietet. In der Bezeichnung „Monte Catillo" lebt der Ahnherr des Stadtgottes noch heute fort;

[1]) Ovid. Amor. lib. III. al. VI. v. 47.
[2]) Vgl. hierzu Nibby, Vol. 3. pag. 166.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0020
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

des Tiburtus Denkmal ist nicht nur einer der Tempel Tivolis und der Teveronefluss, sondern der ganze Naturcharakter, der das alte Tibur wie das moderne Tivoli auszeichnet.

Ohne Tempelstätte kann aber auch nicht der eifrige Kult des Herkules gedacht werden, dessen Verehrung doppelt dort begreiflich ist, wo so gewaltig und unmittelbar wie beim Monte Catillo die Kraft der Natur aus dem Trotze der Felsen und der Wucht des Hochwassers spricht. Der Kult des Herakles zu Tibur ist uns vielfach bezeugt. Strabo[1]) führt uns als die drei bedeutsamsten suburbicarischen Städte Tibur, Praeneste und Tasculum vor und berichtet von ersterer, dass sich hier ein Tempel des Herkules, *τὸ Ἡρακλεῖον*, befand. Juvenal,[2]) Sueton,[3]) Gellius,[4]) Appianus, u. a. sind rühmende Zeugen für die Bedeutung des Herkulestempels von Tibur; insbesondere bestätigt Appian[5]) den Glanz des Herkuleskultes noch weit über Augustus hinaus. Wer weiss, was später Kaiser Hadrian für Tibur gethan hat und wie sehr dieser weitgereiste Monarch für fremde Kulte, nicht zuletzt für jenen des Herkules, eingenommen war, wird für die Blüte des Herkuleskultes zu Tivoli keine engherzige Zeitdauer ansetzen.

Schliesslich müssen wir, wie baldigst nachgewiesen werden soll, auch der Verehrung der Vesta einen Tempel an hervorragendster Stätte zu Tibur vorbehalten, und es kann uns auch das Letzte nicht gleichgültig sein, dass man den erhaltenen Rundtempel seit alten Zeiten als Tempel der Sibylle bezeichnet.

Natürlich setzen uns alle diese Daten in keiner Weise in die Lage, gerade die beiden erhaltenen Tempel unter die zu einem Anspruch berechtigten Gottheiten richtig zu vertheilen. In dieser thörichten Sisyphosarbeit aber bestand unseres Erachtens bisher das heisse Bemühen der Archäologen, Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Ich frage hingegen:

[1]) Strabo, Lib. V, III, 11.
[2]) Juvenal, Sat. XVI, 86 f.
[3]) Sueton, vita Aug. c. 72.
[4]) Gellius, Noct. Attic. XIX, 5.
[5]) Appian, Bell. Civ. V, 24.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0021
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Tivoli — Tibur.
Die antiken Tempel im Hofe des Hôtels „Sibylle".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0022
© Universitätsbibliothek Heidelberg
DFG gefördert durch die

Ist es denn nötig, die erhaltenen beiden, verhältnismässig sogar sehr kleinen Tempel für drei und vier Götter bereitzuhalten? Ohnehin über die Topographie des alten Tibur ziemlich schlecht unterrichtet, sind wir zur Vermutung berechtigt, dass der Tempelberg auch noch andere Heiligtümer getragen habe; es ist aber andererseits sichergestellt, dass auch in der übrigen Stadt, z. B. auf dem Forum, einige Tempel zu finden waren. Nibby, der die hierfür zeugenden Funde bespricht, sieht sich wiederholt veranlasst, auf diesen Punkt kräftig hinzuweisen.[1])

Auch wir werden zu dem obengenannten Hinweis noch gezwungen werden. Gleichwohl würden wir unwissenschaftlich verfahren, wollten wir nur den fernliegenden oder verlorenen Spuren folgen und die Tradition bei Seite setzen, die nun einmal, die sichere Leitung verlierend, sich erlaubt hat, die Götternamen auf Tiburs Felsenhöhe einen tollen Reigen tanzen zu lassen. Ohne Weiteres dürfen wir aber aus dieser Namensreihe den Namen der Drusilla streichen, den einige mit dem viereckigen, jonischen Tempel in Verbindung bringen, weil Marzi, der Geschichtschreiber Tivolis, in unmittelbarer Nähe einen Stein gefunden haben will, laut welchem es einen der Drusilla, der Schwester des Caligula, von C. Rubellius Blandus gewidmeten Tempel gegeben haben soll. Für Nibby war dieser Stein unauffindbar; er war es auch für uns, die wir in allen möglichen Galerien Nachfrage und Umschau hielten. Doch wäre er auch als monumentales Beweisstück verwendbar, so würde er, nach den Angaben seines Finders, nur die Bedeutung eines Votivsteins haben, niemals aber irgend eine Beziehung zu der Gottheit beanspruchen können, umsomehr als das Alter des Tempels dem Alter des Drusillakultus widerspräche.

Wenn wir die verschiedenen Fäden der Tradition ordnen, so erhalten wir nachstehende Alternativen:

Es wird zugesprochen

Der Rundtempel { dem Herkules Saxanus
oder der Vesta
oder der Sibylla;

[1]) Vgl. Nibby a. a. O. pag. 193 f. 204 f.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0023
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

der zweite, viereckige Tempel { dem Tiburtus / oder der Sibylla.

Was diese schwankende Tradition als einigermassen beachtenswerten Kern enthält, lässt sich ohne Verbindlichkeit im Einzelnen also aussprechen: Auf der Akropolis von Tibur haben wir — schon aus religionsgeschichtlichen Gründen — einen Tempel der alten Stadtgottheit, des Tiburtus oder, wie ihn Horaz, Sueton u. a. nennen, des Tiburnus zu suchen; traditionell beglaubigt ist für diese Stätte auch der Kult des Herkules Saxonus und der Vesta; schliesslich erheischt die Zähigkeit, mit welcher der Name Sibylla an beiden Tempeln haftet, ernste Beachtung.

Nachdem wir also wissen, was wir an der Hand der freilich etwas verworrenen Tradition auf der Akropolis oder dem „hl. Berg" von Tivoli zu suchen haben, gehen wir einen Schritt weiter.

Wie die beiden erhaltenen Tempel durchaus römische Bauwerke sind, so muss und darf als sicher angenommen werden, dass auch die Römer es waren, die zunächst dem lokalen, tiburtinischen Kult den Stempel ihrer „mythologischen Liebhaberei" aufdrückten. Wenn also wirklich die Einwohner Tiburs ihren Lokalgott Tiburtus oder Tiburnus vor der römischen Eroberung verehrten, so ist das wichtige Moment gegeben, dass der vorrömische Opferplatz auf demselben hervortretenden Felsenplateau zu finden ist, auf dem auch die Römer ihre Tempel erbauten. **Einer der Tempel auf der Akropolis war also ohne jeden Zweifel ein Tempel des Tiburtus.** Es besteht aber, laut der Tradition, auch die andere Thatsache, dass auf dem Felsenhügel dem Hercules Saxanus eine besondere Verehrung zu Teil ward. Für die Verehrung des Hercules zu Tivoli im allgemeinen haben wir oben alte Zeugnisse angeführt; Hercules Saxanus speziell erhielt seinen Namen von dem Felsen, auf dem sein Tempel stand. Mit anderen Worten: der in Tibur überhaupt hochverehrte Hercules erhielt als Hercules Saxanus hier eine spezielle Auszeichnung. Ich bedarf aber für Hercules auf der Akropolis neben dem Tempel des Tiburtus keinen zweiten: Der Charakter des Tiburtus als eines Naturgottes und als des

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0024
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Beschützers des felsigen Tibur lässt im Hinblick auf den Charakter des Hercules Saxanus eine „commixtio numinum", eine Verschmelzung der beiden Gottheiten annehmbar erscheinen. War Tiburtus die Personifikation der felsenzerklüfteten, wasserdurchwogten Höhe der Stadt, so war dies nicht minder Hercules Saxanus, der seine wahre Bedeutung an dieser Stelle deutlich genug durch seinen Namen verrät. Hier trenne ich mich denn auch ganz entschieden von Nibby, mit dessen Schlüssen ich sonst parallel ging, schon ehe ich sein Originalwerk zur Hand hatte. Ich stehe nicht an, mit aller Bestimmtheit einen der beiden Tempel dem Kult des Tiburtus und **zwar in dessen römischer Metamorphose als Hercules Saxanus** zuzueignen, indem ich die Verehrung des letzteren in Tibur mit dem Beginn der römischen Herrschaft datiere und die Bezeichnung „Templum Tiburti seu Heraclis Saxani" oder „Templum Heraclis-Tiburni" seit Römerzeiten als geschichtlich legitimiert erachte. Warum soll es keinen Heracles Saxanus-Tiburs geben, da man doch einen „Hercules Victor Tiburs" gelten lässt?!

Wir haben uns den Tempel des Tiburtus(-Hercules Saxanus) nach den Quellen mit einem Hain zu denken. Allein gerade seine verhältnismässige Kleinheit ist es, welche die meisten Archäologen bisher verführte, seine Beziehung auf Hercules Saxanus zu läugnen. Diese Gelehrten klammerten sich nämlich mit einer fast köstlich zu nennenden Schüchternheit und Sparsamkeit an die durch nichts bewiesene, wohl aber durch zahllose Beispiele widerlegte Meinung, es könne in Tibur-Tivoli nur ein Herculestempel bestanden haben und dieser sei weit grösser zu denken als irgend einer der beiden erhaltenen Tempel. Das Letztere ist insofern richtig, als unsere beiden Tempel niemals dem Herakleion entsprächen, das, als besonders wichtiger Bau, uns ausdrücklich als ein umfangreicher Tempel geschildert wird. Wir geben mit Nibby von vornherein zu, dass der Herculestempel, in dessen Porticus nach Sueton[1]) der Kaiser Augustus Recht sprach,

[1]) Sueton, vita Aug. c. 72.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0025
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

der Herculestempel, an den nach Gellius[1]) eine bequeme Bibliothek angebaut war, der Herculestempel endlich, der nach Appian einen grossartigen Schatz barg, schon nach seiner Ausdehnung unmöglich mit unserem bescheidenen Tempel des Hercules Saxanus identisch war. Aber wir behaupten dies auch gar nicht, wir finden mit Nibby die Reste des „grösseren Herculestempels" im Gebiete der Stadt, und ich füge bei: gerade die Spezification des Hercules auf der Akropolis als Hercules Saxanus setzt einen anderen Herculestempel, der nicht auf einem Felsen stand, in Tibur voraus! Die Unterscheidung von Heiligtümern in derselben Stadt und mit der Dedication an dieselbe heilige Person durch die Beifügung lokaler Attribute ist eine ebenso naheliegende wie noch heute geübte Sache, die man im Norden nicht minder gut kennt wie im Süden, wo bekanntlich die römische Kirche vielfach die altklassischen Bezeichnungsformen beibehielt. Ich erinnere nur an das vom Papste benützte Prädikat „pontifex maximus", an die Uebernahme des antiken „divus" und „diva" für die Heiligen (z. B. divae Mariae sacrum anstatt sanctae etc.) und, um bei unserem Falle zu verharren, an die lokale Unterscheidung der Kirchen desselben Weihecharakters durch Benennungen wie S. Maria in Monte Santo, S. Maria in Trastevere, S. Maria in via lata, oder S. Lorenzo fuori le mura und S. Lorenzo in Panisperna, oder, um den in unserem Fall bestehenden Gegensatz zwischen Berg und Niederung zu illustrieren, S. Andrea del Quirinale und S. Andrea della Valle Aehnlich also war der Tempel des Hercules „auf dem Felsen" zu Tibur von einem andern, grossen zu unterscheiden!

Den andern der beiden Tempel — welchen, lasse ich vorläufig unentschieden — nehmen nach der vagen Gewohnheit der späteren Geschlechter entweder **Vesta** oder die **Sibylle** in Anspruch, welch letztere freilich auch noch auf die Stufen des andern Heiligtums ihren Fuss setzt.

Wir prüfen die geschichtliche Legitimation des Vestakultus

[1]) Bibliotheka satis commode instructa libris. —

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0026
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

zu Tibur. Es ist hier nicht die Veranlassung gegeben, den Vestakultus im ältesten und im kaiserlichen Rom und seine beachtenswerte Verbreitung wie seine teilweise verschiedene Auffassung unter den übrigen italischen Stämmen bis ins Kleinste zu verfolgen; es genüge zu sagen, dass er der reinste, erhabenste und ehrwürdigste Ausdruck der ältesten römischen Religion gewesen ist. Wie immer man die Vesta fassen möge, ob als Göttin des reinigenden, alles durchdringenden und belebenden Lichtes, der Wahrheit, der Keuschheit, ob als Hüterin des heimatlichen Herdes und der guten Sitte — sie genoss eine einzig dastehende verehrungsvolle Scheu und ihr Kultus erfreute sich nachweisbar auch dann noch einer ungeschmälerten Achtung, als im niedergehenden Rom vom alten Glauben mancher Stein gebröckelt war. Was nun die Stellung der Vesta im alten Tibur anbelangt, so sündigt Nibby gegen sein eigenes, sonst so wacker befolgtes Prinzip, indem er den Vestakult in Tibur mit unverkennbarer Absicht allzusehr „en bagatelle" behandelt, obschon er doch so gut wie wir wusste, dass Vesta hier eine aussergewöhnlich grosse Verehrung genoss.[1]) Freilich hat Nibby alle Ursache, den Vestakult zu Tibur minder ernst zu nehmen: er will nämlich der Annahme, der Vestatempel habe auf der Akropolis gestanden, wo wir ihn suchen, mit allen Mitteln entgegenarbeiten. Wir dürfen es als Thatsache bekennen, das Vesta zu Tibur-Tivoli bereits hoher Verehrung sich erfreute, als die Römer die Stadt gewannen. Und doch hat der Vestakult in der römischen Hauptstadt eine derart grosse und eigenartige sowohl rein ideale wie auch praktische Bedeutung gehabt, dass der Provinzialkultus gewiss nicht damit verglichen werden kann. Wo die Römer den Kult der Vesta, deren Urheiligtum auf dem Forum Romanum das Palladium der Staates war, in eroberten Ländern antrafen, da liessen sie ihm sicherlich ihre teilnamsvolle Förderung und ihren unbeschränkten Schutz widerfahren. Ein Vestaheiligtum auf neu errungenem Boden zu errichten, dazu veranlasste schon eine Symbolistik, die dem

[1]) Nibby, a. a. O. III, 205.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0027
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Vestakult innewohnt: auf dem Forum Romanum ward der Tempel der Vesta als „Familientempel" des Staates in derselben Niederung errichtet, welche, wie die Sage meldet, der Schauplatz des blutigen Kampfes mit den Sabinern war, jenem Nachbarvolk, das angeführt von seinem Könige Titus Tatius den kühnen Raub seiner Töchter mit dem Schwerte vergelten wollte. Ein glücklicher Friede vereinte beide Städte zu einem Gemeinwesen, und dieselbe Stätte, wo man sich Wunden geschlagen, ward auserkoren, Mittelpunkt des gemeinsamen Glaubens und Lebens zu sein. Der Vestakult zu Tibur fand daher gewiss die volle Unterstützung der römischen Bundesstadt. Wie dem Tiburtus-Herakles, so hat römischer Wille auch der Vesta einen Tempel erbaut, sei es auf dem Boden eines römischen Heiligtums, sei es als neues Werk neuer Gebieter.

Nibby, dem es wie gesagt darum zu thun ist, dem Hercules Saxanus auf der Akropolis einen eigenen Tempel zu reservieren, abgesondert von dem des Tiburtus, der also den Rundtempel nicht wohl der Vesta überweisen kann, anerkennt zwar den Ernst, mit dem wir in Tivoli einen Vestatempel suchen dürfen; auch er kennt die Beweise dafür, dass Vesta hier einen Kult besass, er weiss, dass mehrere Marmortafeln und Steine an die vestalischen Jungfrauen von Tibur erinnern, und er gesteht auch dem Umstand eine Beweiskraft zu, dass die Vestatempel durchwegs die Form einer Rotunde hatten. Allein der grosse Archäologe stützt sich auf einen Irrtum seiner Gegner, um etwas zu widerlegen, was durchaus nicht durch diesen Irrtum allein bewiesen werden kann. Er sagt nämlich: „Jene Ansicht (auf der Akropolis stehe ein Vestatempel) wäre so gut als erwiesen, so gut wie eine Thatsache, wenn es wahr wäre, was die Verfechter derselben behaupten, dass die Gegend, wo der heutige Rundtempel sich befindet, in alten Zeiten den Namen „Veste" getragen hätte; aber in der Bulle Benedikts VIII. vom Jahre 978 erscheint das Gegenteil, das nämlich, dass „Vesta" der Name der Gegend auf dem gerade gegenüberliegenden Ufer der Brücke S. Martino war, welch letztere die Stadt Tivoli mit der alten Citadelle verbindet." Wenn dies der Haupttrumpf sein soll, den der italienische Gelehrte gegen einen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0028
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Vestatempel auf dem Felsenhügel ausspielen will, so können wir, die wir den Vestatempel entschieden bei dem des Hercules-Tirburtus suchen, uns nur freuen. Vor allen Dingen: Wie kommt Nibby dazu, einer Ortsbezeichnung aus dem Jahre 978 nach Christus eine so gewaltige Beweiskraft zuzutrauen, dass dagegen alle andern, jedem Sehenden in die Augen fallenden älteren Momente — die Tempelanlage von Tibur, die Tradition, die Form des Rundtempels u. a. m. — verschwinden? Weiss Nibby, ob der „Flurname" oder wie man die Ortsbezeichnung „Veste" nennen will, ein getreuer, zuverlässiger Nachhall der vielen Jahrhunderte war? Weiss er nicht, was Rom und seine Umgebung seit dem Beginn der Völkerwanderung gelitten, wie die Umwälzungen der sechs vorhergegangenen Jahrhunderte sehr wohl im Jahre 978 eine irrige Ortsangabe erzeugen konnte? Jeder Archäologe, der in Ausgrabungen bewandert ist, weiss auch, wie merkwürdig sich oft der Wechsel der Flur- und Ortsnamen vollzieht. Ueberdies: Muss mit der Regionsbezeichnung „Veste" oder „Vesta" gerade der **Tempel** der Vesta gemeint sein? Ist die Tradition überhaupt etwas wert, kann sie nicht ein anderes Heiligtum, eine kleine „Aedicula" der Vesta oder das Wohnhaus der Vestalinnen, das „Atriun Vestae", zum geschichtlichen Untergrund haben?

Letztere Wahrscheinlichkeiten wollen wir nicht im mindesten bestreiten, um so weniger als unseres Erachtens auf dem Tempelplatz kein Raum für das Kloster der Vestalinnen war.

Andererseits verkenne ich am allerwenigsten das „psychologische Moment", das gegen einen Vestatempel „auf vordrängender Höhe" zu sprechen scheint. Ich habe ja selbst vorhin darauf hingewiesen, dass der altrömische Vestatempel in der Niederung zwischen Palatin und Kapitol errichtet ward, fast bescheiden inmitten der strotzenden Herrlichkeit des späteren Forums. Hierfür besteht eine geschichtliche Veranlassung. Indessen lässt auch die Bedeutung des Vestakults als eines Symbols der Häuslichkeit, der friedlichen Gemeinsamkeit die Lage des Vestatempels im Mittelpunkt des Gemeinwesens gerechtfertigt erscheinen; das

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0029
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Forum Romanum war also der richtige Ort. Im Vergleiche hierzu möchte die von uns verteidigte Lage des Vestatempels auf ragendem Felsen fast aufdringlich erscheinen.

Ich spreche diesen Gedanken meines Wissens selbst zum ersten Male aus, um ihn aber sofort zu widerlegen. Einmal: Wer will läugnen, dass der „hl. Berg" von Tibur als der älteste Stadtteil, als das »Siculeion« des Dionysios, der erste **Mittelpunkt** des Gemeinwesens war? Sodann: dass der Vestatempel zu Rom in einem Thale stand, war nicht Folge einer innerlichen Absicht, sondern des natürlichen Umstands, das eben jene Niederung der Mittelpunkt des Gemeinwesens gewesen ist. Zu Rom das Forum, zu Tibur die Felsenhöhe — beide Stätten waren geschichtlich und topographisch, ja, wenn man so will religionsphilosophisch die berufenen für einen Tempel der Vesta!

Diese wahrlich entscheidenden Erwägungen hätte Nibby, hätten die Neueren nicht unterlassen dürfen. **Auf ihnen allen baut sich die zwingende Konsequenz auf, dass die erobernden Römer ihren Vestatempel im ältesten Mittelpunkt des tiburtinischen Gemeinwesens erbauten.** Ich vermeide es absichtlich, hier schon die übrigen Beweismomente für meine Ansicht aufzustellen; dies wird zweckmässiger dort geschehen, wo ich die beiden erhaltenen Tempel unter die Gottheiten, denen eine Stätte auf dem Plateau des Felsens zukommt, zu verteilen habe.

Es ist auffallend, aber trotz aller scheinbaren Schwierigkeiten leicht erklärlich, das die beiden Tempel, die wir dem Tiburtus Hercules einerseits, der Vesta andererseits zuerkennen, von der in sich selbst uneinigen Tradition dem Kult der **Sibylle von Tibur** vorbehalten werden. Die überwiegende Mehrheit der alten und neuen Beschreibungen nennt zwar den Rundtempel, nicht den viereckigen Tempel als Sibyllentempel; im einzelnen aber schwankt darob das Urteil der Quellen. Wir sehen nur Eines: die weltberühmte Sibylle von Tibur hat in der Tradition so festen Fuss gefasst, dass wir die spezielle Benennung und Zuerteilung der beiden Tempel nicht wagen können, ohne zuvor die

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0030
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Rom.
Sogenannter „Vestatempel“.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0031
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

Ansprüche dieser sibyllinischen Tradition ernstlich geprüft zu haben. Diese Prüfung führt zu einer kurzen Betrachtung des Sibyllenmythus überhaupt.

Wo uns im Verfolge des Altertums Sibyllen entgegentreten, sind es sagenhafte Frauengestalten, deren Umrisse unter der grellen Beleuchtung der Geschichte in Verschwommenheit sinken. Im Orient, in Griechenland, in Unteritalien ist ihre Heimat, weiss wenigstens die Sage die Stätten ihrer Wirksamkeit. Zahl und Alter erleiden widersprechende Angaben. Wiederholt treten sie zu einander in engverwandte Beziehungen; die cumäische Sibylle trägt ein römisch-orientalisches Doppelgesicht. In der Vorstellung des antiken Glaubens sind es ehrwürdige, weissagende Frauen, die priesterlichem Berufe ergeben an tosenden Bächen, in wasserumrauschten Grotten und an begeisternden Quellen wohnen, von apollinischem Geiste erfüllt gleich der Pythia zu Delphi. Aus dem Nebeldunst der Sage treten sie nur selten auf den schwankenden Boden der urältesten Geschichte: Tarquinius Superbus, der letzte Nachfolger des Romulus, erhielt von einer sagenhaften Frau die berühmten sibyllinischen Bücher, die er zum Staatsorakel erhob. Als Prophetin dieser Weissagungen galt die Sibylle von Cumae. Später ist es der erste römische Kaiser Augustus, der sich um den Sibyllenkult kümmert und sibyllinische Offenbarungen empfängt. Diesmal tritt die Sibylle von Tibur in den historischen Gesichtskreis. Es ist interessant zu beobachten, wie sich das junge Christentum sofort den Sibyllenmythus nutzbar macht. Die seit Augusti Zeiten gesammelten sibyllinischen Weissagungen, die bis heute eine eigene Litteratur wachgerufen haben, näher betrachtet aber wohl nur oft überarbeitete Compilationen antiker religiöser Poesieen sind, haben bei manchen altchristlichen Autoren und Vätern grosse Achtung genossen. Eine römisch-christliche Legende bringt die Sibylle von Tibur in unmittelbare Verbindung mit der Geburt Christi. In der Kirche „Ara coeli“ auf dem Kapitol will man ja noch heute den Altar besitzen, den Augustus als „ara primogeniti Dei“ dem ihm von der Sibylle an jener Stelle geweissagten göttlichen Kinde errichtete. Nun

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0032
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

verstehen wir auch, warum das christliche Tivoli den angeblichen „Sibyllentempel“ gern für seinen Kultus occupierte.

Die Sibylle von Tibur war, wie der Dichter Vergilius es in den Augen Mancher ist, ein Herold des Heilandes. Michelangelo gab nur dieser Anschauung Ausdruck, als er am untern Teil des Gewölbes der sixtinischen Kapelle die Propheten und Sibyllen in ernster Betrachtung malte. Der unsterbliche Meister stellt uns fünf Sibyllen dar: die persische, die erythräische, die delphische, die cumäische und die libysche. Die Ehrfurcht vor diesen vom Geiste der Weissagung erfüllten Frauen hat in der römischen Kirche bis heute ihren Platz behauptet. In jeder für die Seelenruhe eines Verstorbenen abgehaltenen Messe, in jedem sogenannten Requiem spricht der Priester jenen ergreifenden Hymnus aus alter Zeit, der die Schrecken des Weltunterganges mit einer unübertrefflichen Wortmalerei schildert und den unerbittlichen Ernst des Weltgerichts in einem Tone verkündet, der im angstvollen Gebet Gretchens in der „Domszene“ des Faust durch Goethes Meisterkunst einen erschütterden Widerhall fand. Dieser Hymnus spricht schon in den ersten Versen die kirchliche Achtung vor der Autorität der Sibyllen aus:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla —
Teste David cum Sibylla.

Was sollen wir für unsern Zweck mit dem Sibyllenmythus anfangen? Ein eigentlicher „Sibyllenkult“ lässt sich für die Orte, wo er traditionellen Untergrund findet, nicht abstreiten. Wir wissen aber gar nichts Bestimmtes darüber, vor allem wissen wir nicht, wie sich die römische Staatsreligion dazu gestellt hat. Wo uns Sibyllen in später Zeit begegnen, sind darunter nur Priesterinnen der Sibylle zu verstehen: das liegt auf der Hand. Nach dem ganzen Charakter der Sibyllen als naturbegeisterte Prophetinnen muss ihr Kult an Quellen und in Felsenhöhlen verlegt werden. Inwieweit sie als die Repräsentantinnen der ältesten Naturreligion zu gelten haben, ob und inwieweit sie sich zu der mehr personifizierenden Göttermythe der Alten ebenso verhalten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0033
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

wie unsere nordischen weisen Frauen, die Walas und Druidinnen, zur Volksreligion der Germanen, ist schwer zu sagen. Sicher sind sie Gestalten von wenig römischem Blut. Wie fremde Geister schweben sie durch Roms alte Geschichte. Sie haben auch nicht die römische, heimische Religion gefördert sondern haben den buntesten orientalischen Kulten die Bahn erschlossen. Die Römer waren ohnehin nicht geneigt, gerade dem Frauengeschlecht allzuviel göttliche Kräfte zuzuerteilen. Tacitus hat mit seiner Verwunderung darüber nicht zurückgehalten, dass die alten Germanen im Weibe „etwas Heiliges und Vorausschauendes" verehrten.

Ein klassischer Zeuge für die unausgesetzte Verehrung der Sibylla von Tibur ist der altchristliche Kirchenschriftsteller Lactantius, diese „anima candida" unter den älteren Autoren. In seinen Ausführungen über die Sibyllen[1]) berichtet er uns, es sei die zehnte tiburtinische Sibylla, Albunea mit Namen, jene, die man in seinen Tagen bei den Ufern des Anioflusses gleich einer Göttin verehrt habe und deren Bildnis, die Sibylle mit dem Buch der Weissagung in der Hand darstellend, im Strudel des Flusses gefunden worden sei. Unter Berücksichtigung dieser Stelle hat man den Passus der horazischen Ode, der von einer „domus Albuneae resonantis" spricht, zunächst dahin gedeutet, dass die Sibylla nicht allein ihren Kult in Tibur besass, sondern auch ihren eigenen Tempel hier hatte, sowie ferner, dass dieser Tempel kein anderer war, als der auf dem Felsenplateau erbaute Rundtempel über den Fällen des Anio.

Und diese letztere Theorie ist ganz gewiss grundfalsch! Einmal thatsächlich: zu des Horatius Zeiten war der Aniofall und der ganze Lauf des Flusses weit verschieden von der Situation in den letzten Zeiten des Sibyllenkults. Sodann psychologisch: Der Sibyllenkult ist allegorisch als ein Kultus der Natur- und Geisteskraft aufzufassen, und zwar jener, die in die Tiefe strebt wie die alles ergründende, sinnende Weisheit. Darum

[1]) Lactant. Divin. Instit. I. 6.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0034
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

ist der heilige Quell und die phantastische Grotte der richtige „Sibyllentempel“; darum suche ich die Kultstätte der Sibylle von Tibur nicht oben unter den römischen Bauten auf der Akropolis, sondern in der begeisternden Romantik und im Naturschauer des tosenden Flusses und der wunderlich geformten „Sirenengrotte“, wie man verkehrter Weise eine der grossartigsten Grottenbildungen in Tivoli genannt hat.

Ich suche diese Kultstätte hier in der Nähe aus zwingenden Gründen: Ist nicht Horaz mein Zeuge? Seine „domus Albuneae“ kann nicht auf der Akropolis gestanden haben, und man darf Lactantius und Horazius geographisch nicht vereinigen, weil Horaz einen anderen Zustand des Flusses und der Felsenszenerie kannte als Lactanz. Nibby, der freilich unsere inneren Gründe zu verwerten völlig vergessen, geht Hand in Hand mit uns, wenn er sagt: „Der grosse Katarakt war damals über der vom Volke sogenannten Sirenengrotte, und darum gab der Dichter der Albunea das Beiwort ‚resonans‘ (= widerhallend, echogebend)“. Mit anderen Worten: Horaz nannte „domus Albuneae resonantis“ eine Oertlichkeit, respektive eine Kultstätte, welche im unmittelbaren Bannkreis des gewaltig aufschlagenden Wassers errichtet war.

Die eigenartige Natur des Sibyllenkults und seine Berühmtheit hat es verschuldet, dass längst, als schon der Anio seinen stürmischen Lauf verändern musste, das Gedächtnis an die Sibylle wie ein unvergesslicher Traum fortlebte. Waren auch die alten Römerbauten zerfallen, das blieb in treuer Erinnerung, dass zu Tibur die Albunea tiefe Verehrung genoss. Und wir können es uns gewiss leicht erklären, dass man die beiden auf dem Felsen ragenden Tempel fälschlich in später Zeit mit dem Namen der Sibylle inniger verband, als dies gestattet ist. Denn das Wesen der Sibylle neigt zu sehr in die Tiefe und zu den tieferen Regungen der Natur, als dass wir berechtigt wären, die Tempelbauten auf freier Höhe, auf hochragendem Gestein und im Angesicht der wechselnden Natur eher der tiefsinnigen Sibylle als der Vesta und dem Hercules zuzueignen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0035
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

So beherrschen uns denn in dieser Frage die mythologische Erwägung, die archäologische Ueberzeugung und die unmittelbare Sprache der örtlichen Situation, drei Motive, denen die geschichtliche Wahrheit zur Seite steht, dass Hercules und Vesta zu Tibur die am meisten verehrten Gottheiten waren. Wir wissen also zu Tivoli „auf felsiger Höhe" weder einen Tiburtus- noch einen Sibyllentempel aus römischer Zeit: wir kennen nur ein „Templum Herculis Saxani" (seu Tiburti) und ein „Templum Vestae".

Für diese beiden Gottheiten haben wir also die beiden Tempel auf dem tiburtischen „mons sacer" zur Verfügung.

Den Rundtempel nehme ich, Nibby und seinen Nachfolgern durchaus entgegentretend, von ihnen aber unterstützt, für den Kult der Vesta in Anspruch. Dass Nibby nur mit einem päpstlichen Dokument aus dem X. Jahrhundert missverständlich gegen die Lage des Vestatempels auf der Felsenhöhe operiren konnte, habe ich oben gezeigt. Alles Uebrige, was der Tempel zeigt, passt vorzüglich zu unseren Resultaten. Zunächst nennt die Tradition uns für diesen Tempel, nicht auch für den andern die Vesta als Titularin. Sodann aber reden hier einige andere Erwägungen eine deutliche Sprache. Der „Muttertempel" des Vestakults in Rom war ein Rundbau mit ringsumlaufenden Säulenhallen: im Prinzip war der Vestatempel zu Tibur eine getreue Tochter der römischen Mutterkirche. In der „guten, alten Zeit" der Archäologie, und noch in unseren Tagen von gelehrten Diletanten, wurde ein jeder Rundtempel, der mit demjenigen der Vesta Aussehen und ungefähre Grösse teilte, mit dem Kult der Vesta zusammengebracht. So erging es dem anmutigen Rundtempel auf der Piazza bocca di verità in Rom, von dem man nicht weiss, ob er dem Portunus oder der Mater Matuta geweiht war. Sicher hat auch in Tivoli das äussere Aussehen des Rundtempels dazu beigetragen, die — diesmal zutreffende — echte Tradition zu erhalten.

Nachdem wir somit den herrlich gelegenen Rundtempel von Tivoli dem Dienst der Vesta vindicirt haben, bleibt der

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0036
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

benachbarte jonische Tempel dem Kult des Hercules Tiburtus zu eigen. Dass dieser Tempel in eine dem **hl. Georg** geweihte Kirche eingeschlossen war, will uns als traditionelle Bestätigung der antiken Bestimmung erscheinen. Herkules und St. Georg sind ideell verwandt, wie der Vestakult die spätere Weihe des Tempels an Maria erklärlich macht. Nibby möchte die Statue des Herkules Saxanus in den Rundtempel versetzt wissen, indem er betont, dass dem Herkules „gewöhnlich" oder doch „oft" runde Tempel erlaubt worden seien; das leugnen wir gar nicht, wehren uns aber dagegen, die Willkür der Herkulestempel mit der steten Gleichheit der Vestatempel zu vergleichen. Total unrichtig ist es, wenn Nibby den Rundtempel auf der römischen Piazza bocca di veritá als Eideshelfer hinstellen will: ich habe vorhin erklärt, dass man gar nicht weiss, welcher Gottheit das Tempelchen geweiht war. Nibby usurpirt ihn einfach für Herkules. Hätte er selbst recht, was wäre damit bewiesen für den Rundtempel von Tivoli? Gewiss stehe ich nicht auf dem naiven Standpunkt gewisser Archäologen, wonach jeder Rundtempel mit Säulenumgang ein Vestatempel sein muss; aber ich bekenne den anderen Grundsatz, dass jeder kultusechte römische Vestatempel — nicht etwa jede private oder öffentliche Vestakapelle — ein Rundbau entsprechend dem zu Tibur war, dessen Urbild nicht auf dem altrömischen Rindermarkt Nibbys, sondern auf dem herrlichen Forum Romanum stand. Um seine Herculestheorie zu verteidigen, sah sich Nibby veranlasst, mit Vitruvius und seinen Kommentatoren sich herumzustreiten. Wir können uns diese Balgerei schenken: Vitruvius, der Meister der römischen Baulehre, wehrt uns in keiner Weise, den Rundtempel von Tivoli der Vesta, den jonischen Tempel dem Hercules Saxanas seu Tiburtus ein für allemal zuzueignen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0037
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Christin mit ihrem Kinde.
(Aus Schultz, Handbuch der christlichen Archäologie.)

Das altchristliche Privathaus
auf dem Monte Celio zu Rom.

Im Gebiet des einst dicht bevölkerten, 50 Meter hohen Hügels „Mons Caelius", der jetzt in gleicher Weise verödet dreinschaut wie der ruinenreiche Palatin und der verträumt zu diesem herüberblickende Aventin, gelangt man von der Via S. Gregorio, der gleichnamigen Piazza und der dem Papst Gregor dem Grossen geweihten, im Innern leider modernisierten Kirche aus durch die unter einigen Ziegelbogen ansteigende Via di S. Giovanni e Paolo links an einer antiken Ziegelfassade vorüber: diese ist die jetzige Aussenwand der erst seit 1887 wieder ausgegrabenen Unterkirche der uralten, im Jahre 1718 durch Umbau in barockem Stil entstellten Oberkirche S. Giovanni e Paolo.

Die römische Tradition bezeugt von dieser Kirche, dass sie etwa um das Jahr 398 von dem Senator Byzanticus und seinem mit dem Kirchenvater Hieronymus enge befreundeten Sohne Pammachius an der Stelle und über dem Hause zweier Hofbeamten des Kaisers Julianus Apostata gegründet worden sei zum immerwährenden Gedächtnis der beiden Märtyrer, genannt Johannes und Paulus, die sich geweigert hatten, der Aufforderung des vom Christentum wieder abgefallenen Kaisers zu folgen und den Göttern

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0038
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

zu opfern. Wir müssen dem Bericht der Märtyrerakten, bezw. der Legende noch weiter nachgehen: dies erheischt die archäologische Gewissenhaftigkeit, die uns ausschliesslich bestimmt. Man erzählt uns, der kaiserliche Renegat habe die beiden Heiligen, um Aufsehen zu vermeiden, in ihrem Hause enthaupten lassen; in ihrem eigenen Hause hätten die Märtyrer auch durch die Hände des Crispinus, des Crispinianus und der Benedicta ihre Bestattung gefunden. Diese Bestattung, insbesondere als einzige altchristliche intra muros, sicherte der Kirche die hohe Verehrung, in der sie durch viele Jahrhunderte gestanden.

Es bleibt uns nicht erspart, die fernere Geschichte der Kirche kurz zu streifen. Wiederholte Restaurationen besserten und zerstörten Vieles. Bei der Plünderung Roms durch Robert Guiscard im Jahre 1084 wurde das Gebäude stark beschädigt und dieser Vandalismus, sowie die Renovationsarbeiten der Päpste Symmachus und Leo III., besonders auch Hadrians IV. (1154—1159) sind die Ursache der grandiosen Verschüttung aller jener Unterbauten, deren wissenschaftliche Betrachtung unsere Aufgabe sein soll.

Von diesen seit dem XI. und XII. Jahrhundert verschütteten Bauten behaupteten die Acta Martyrum als Quelle der Legende, dass sie das Wohn- und Sterbehaus, sowie das ursprüngliche Grab der Heiligen Johannes und Paulus seien. In dem aus dem XIII. Jahrhundert stammenden Fussboden der obern Kirche war während der Verschüttung und ist noch heute auf der rechten Seite durch einen Stein[1]) die Stelle vermerkt, unter welcher in der Unterkirche die beiden Heiligen enthauptet worden sein sollen. Wir sehen also: die Oberkirche erhielt getreulich die traditionellen Spuren der Unterkirche, die durch sieben Jahrhunderte spurlos verschwunden blieb.

---

[1]) Die Inschrift auf dem prächtigen Marmorstein, der etwa 20 Schritte vom Eingang entfernt und umgittert ist, lautet:

Locus Martyrii
S. S. Johannis et Pauli
In Aedibus Propriis.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0039
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Seit Clemens XIV. besorgen die Patres Passionisten, die Ordenssöhne des hl. Paul vom Kreuze, den Dienst an der einem andern Paulus geweihten Kirche. Unter der Leitung des P. Germano di S. Stanislao nahm man seit 1887 unter dem hohen Chor Ausgrabungen vor, welche, wie bekannt, höchst interessante Resultate ergeben haben, Resultate freilich, deren einzelne Bestimmung und Sicherung keineswegs als eine res finita anzusehen ist. Merkwürdig gewiss und ehrend für die Wahrheitsliebe der römischen Tradition ist die Thatsache, dass sich genau unter dem vorhin erwähnten Stein in der obern Kirche ein Raum fand, dessen Freskogemälde den Martyrtod der beiden Heiligen, sowie jenen der drei Freunde, welche sie bestattet hatten, darstellen.

Die frühchristliche Provenienz der Unterbauten, der Zusammenhang der Oberkirche mit dem Martyrium der beiden Heiligen war schon dadurch wahrscheinlich gemacht. Es war aber hier nicht das erste Mal in der Geschichte der neuesten christlichen Altertumsforschung, dass die wichtigsten Angaben der Martyrerakten durch monumentale Entdeckungen bestätigt und besiegelt worden sind; viele bedeutsame Funde Giovanni Battista de Rossi's sind Wahrheitszeugen für die Glaubwürdigkeit dieser Urkunden und in der frappanten Geschichte des Martyriums und der Deposition der hl. Cäcilia ist ein lapidarer Beweis für die ernstzunehmende Bedeutung derselben gegeben. Franz Xaver Kraus urteilt treffend also: „Giebt man auch vollkommen zu, dass sie vielfache Verstümmelungen und Interpolationen erlitten haben, so haben doch neuere Entdeckungen den Beweis geliefert, dass sie in allen Hauptzügen und selbst in vielen ihrer genauesten Einzelheiten auf unzweifelhaft echtem Grunde ruhen.“ Auch hat die volkstümliche und die kirchliche Tradition das Recht, gehört zu werden, nicht verwirkt. Wie es thöricht wäre, die römischen Lokallegenden kritiklos hinzunehmen — eine solche Forderung stellt auch Niemand! — so wäre es geradezu läppisch, sie ohne ernste Prüfung und ohne bescheidenes Abwarten zu verwerfen. Zu den wohl zu

F. X. Kraus, Roma sotterranea. Freiberg i. B. 1879. S. 168.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0040
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

beachtenden Momenten der römischen Ueberlieferung gehören die durch die Martyrerakten bezeugten, durch die Ausgrabungen bestätigten Angaben über die Märtyrer Johannes und Paulus.

Die erzielten Resultate sind ohne wissenschaftliche Deutung kurz in folgenden Sätzen ausgesprochen: Es liegen zweifellos mehrere Bauschichten über einander. Wir unterscheiden zweierlei Arten von Gemächern, solche mit frühchristlichen und solche mit älteren, also wohl heidnischen Wandmalereien, ein Oratorium des IV.—V. Jahrhunderts und eine mittelalterliche Kapelle des IX.—XI. Jahrhunderts. Für die christliche Archäologie ergiebt sich hieraus wie aus dem Inhalt der Fresken im Oratorium die Thatsache, dass die Unterkirche die Wohnräume der Heiligen und den Ort ihres Martyriums darstellt; für die profane Archäologie, der wir hauptsächlich zu dienen wünschen, bietet sich hier die überaus günstige Gelegenheit, dem Charakter römischer, besserer Privathäuser in den ersten drei Jahrhunderten unserer Aera nachzugehen, da in S. Giovanni e Paolo buchstäblich ein „römisches Haus“ dieser Epoche erhalten ist.

Selbstverständlich werden wir, soweit wir sie nötig finden, die altchristlichen Momente gleichfalls in den Kreis unserer Betrachtung ziehen: einmal haben wir in S. Giovanni e Paolo bisher das einzige sicher bekannte römische Privathaus mit altchristlichen Wandmalereien und sodann haben die frühchristlichen Zuthaten den antiken Charakter der Bauten in Nichts beeinträchtigt.

Was uns aber ausserdem noch eine Anregung zu dieser ersten ausführlichen deutschen Schilderung gegeben hat, ist der als „cella vinaria“ bezeichnete Raum der römischen Unterbauten. Es ist uns hier in wunderbarer Treue das typische Bild einer altrömischen Vorratskammer erhalten, das trotz der mehrfachen Belehrung, die uns Pompeji und andere Orte gewähren, der beachtenswerten Momente genug darbieten kann.

a) Zahl und Zweck der altrömischen Bauten.

Nicht nur die angesehensten Reisehandbücher, welche leider oft das einzige Lehrmittel auch gebildeter Reisender bleiben, sondern

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0041
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

auch archäologische Schriften sprechen, wenn von den antiken Unterbauten der Kirche S. Giovanni e Paolo die Rede ist, ohne Weiteres von „zwei Privathäusern". Ist es nun der architektonische und archäologische Befund, welcher diese Zählung rechtfertigt, oder ist es bloss die willkürliche Deutung, die da meint, die beiden Hofbeamten und Märtyrer Johannes und Paulus hätten getrennte Wohnhäuser nachbarlich bewohnt? Ist die Ansicht vorhanden, der verschiedene Charakter der Wandmalereien bedinge auch verschiedene Häuser?

Es muss, wenn man nicht willkürlich verfahren will, an der Angabe der Tradition festgehalten werden, wonach der Kaiser Julian Apostata die beiden glaubenstreuen Männer „in ihrem Hause" ermorden liess; auch die fernere Behandlung der Stätte weist darauf hin, dass man beiden Märtyrern dasselbe Wohnhaus zuschrieb. Um so mehr mag dies mit Recht geschehen sein, als die Heiligen Hofbeamten waren, wohl in derselben Charge, und, wie ein Blick auf die römische Karte lehrt, die traditionelle Wohnstätte auf dem Caelius zu dem jünger bebauten Teil des Palatins, der kaiserlichen Pfalz, in naher Verbindung stand. Immerhin gehe ich nicht so weit, in dem Hause der Hofbeamten eine kaiserliche Dienstwohnung zu erblicken: alles, die Anlage der Bauten, die entschiedene Selbständigkeit in der Wahl des ornamentalen und figürlichen Schmucks, die Bestimmung der einzelnen Räume — beweist uns, dass wir ein römisches Privatgebäude vor uns haben, keinen zu einem kaiserlichen Palast gehörenden Dienstraum.

Auch der Charakter der noch näher zu berücksichtigenden Wandmalereien legt durchaus nicht die zwingende Annahme zweier verschiedener „Häuser" nahe. Es wird sich zwar als richtig erweisen, dass wir von zwei Perioden der hier vertretenen Kunst zu reden haben, und einer heidnisch-älteren steht eine christlich-jüngere Wanddekoration gegenüber: was aber hindert uns, derart verschiedene Kunsttypen in einem und demselben Hause zu suchen?

Als ich während meines dritten Aufenthalts in Rom, im Früh-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0042
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

jahr und Sommer 1898, daran ging, durch eingehendes Studium die Ausgrabungen P. Germanos weiteren deutschen Kreisen bekannt zu machen, erstreckte sich meine hauptsächlichste Untersuchung zunächst auf diese Frage, ob wir in der Unterkirche an „zwei Privathäuser" zu denken haben. Ich war auf die Frage gelenkt worden durch eine diesbezügliche Bemerkung eines englischen Archäologen, der mir freilich eine andere Quelle seiner Behauptung als den „Bädeker" nicht anzugeben vermochte. Als ich meine Untersuchungen begann, war der hochverdiente Erforscher unserer Stätte, P. Germano, leider nicht gleich in Rom anwesend; der hochwürdigste Abt des Klosters der Passionisten stellte mir indessen einen andern wohlunterrichteten Religiosen zur Verfügung, unter dessen Führung ich mich mit dem Gang der Ausgrabungen und den architektonischen Ergebnissen bestens vertraut machen konnte.

P. Germano hat ein sehr grosses und sehr instruktives Werk geschrieben über die Art seiner Thätigkeit sowohl wie über den Gesamtcharakter seiner Funde.[1]) Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich als den Inspirator der wesentlichsten Kapitel des fleissigen Buches den Meister der Archäologie, G. B. de Rossi, bezeichne, der, wie man mir gesagt hat, fortwährend die Ausgrabungsarbeiten besichtigte. Damit soll der originalen Bedeutung der Arbeit Germanos kein Eintrag geschehen: das Buch führt sich ja selbst mit dem warmen Schreiben des grossen Archäologen an P. Germano, den „amico e collega", ein. Wir wollen damit nur andeuten, dass viele wesentliche Angaben und Schlüsse Germanos auch durch die höchste wissenschaftliche Autorität gesichert erscheinen.

Was wir in Germanos Arbeit, der wir eine mindestens auszugsweise Uebertragung ins Deutsche wünschen, vermissen, ist bei der riesigen Genauigkeit und Erschöpfung des Materials, bei der Umständlichkeit, mit welcher der Forscher die pompejanischen u. a. Funde zum Vergleiche heranzieht, die schlichte Klarheit bei

[1]) La casa celimontana dei SS. martiri Giovanni e Paolo. Roma, Cugiari, 1894. — Vgl. früher: Mitt. des deutschen archäol. Instituts in Rom 1889, S. 261 f.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0043
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

dem Versuche der architektonischen Einteilung der Bauten und der ideellen Rekonstruktion.[1]) Freilich ist an diesem Mangel die heute eingezwängte Lage der ausgegrabenen Bauten schuld. Ich möchte dem Situationsplan, wie ihn Germano, von der Fassade ausgehend entwirft, ja seiner Benennung der Räume nicht in allen Punkten beistimmen und beschränke mich daher hier auf folgende Sätze:

Der Befund zeigt zur Evidenz, dass das Haus der beiden Hofleute keine alleinstehende Anlage, sondern ein Glied in einer grossen Kette von Bauten, einer ansehnlichen „insula" war. Mit andern Worten: weitere Grabungen würden nicht eines und zwei, sondern noch mehr ähnliche Häuser zum Vorschein bringen. Der Augenschein lehrt weiter, dass der tiefgelegene Teil der Bauten, angefangen von der „cella vinaria" und dem Bad bis zum Triclinium oben, entschieden einer einheitlichen Wohnstätte angehört. Und zur Erklärung dieser anfangs nicht sehr plausiblen Thatsache genügt der weitere Umstand, dass wir nicht an ein bescheidenes römisches Privathaus, sondern an einen Palast[2]) zu denken haben, der zwei reichen Brüdern gehört hat. Im Uebrigen kann ich jedoch hinsichtlich der andern Teile der Bauten die absolute Gewähr für ihre Einheitlichkeit und Ursprünglichkeit nicht übernehmen.

Betreten wir heute vom Innern der Oberkirche, von der rechten Seite der Apsis aus, über die schmalen Stufen die Unterbauten, so dürfen wir nicht vergessen, dass die antike Ziegelfassade auf der andern Seite, an der via di S. Giovanni e Paolo, liegt. Wir gelangen zunächst in einen geräumigen Saal, dessen Bemalung einen reichen Marmorbelag nachahmt, wie wir solches auch in einem andern Zimmer antreffen; von hier aus geht es rechts in das kleinere Gemach mit „heidnisch-römischen" Fresken. Die Höhe der Durchgangsthür beträgt 1,80 m. Das Zimmer, —

---

[1]) Vergl. das Urteil Viktor Schultzes über die Klarheit der Ausführungen. Schultze, Archäol. der altchristl. Kunst. München 1895, S. 242.

[2]) V. Schultze, a. a. O. S. 242 „ein vornehmes Privathaus".

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0044
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

von uns „triclinium“ genannt im Gegensatz[1]) zur Bezeichnung der Mönche — enthält rings an den Wänden, und zwar 2,10 m vom Boden entfernt, eine sehr schön erhaltene Freskendekoration. Die obere Reihe zeigt uns prächtige kleine, geschäftige Genien und Eroten mit Vögeln und Blumengewinden, alles in lebendiger Bewegung und vortrefflicher Farbenstimmung; die untere Reihe zeigt in geordneter Symmetrie heute 10 grosse, soviel ich bei der mir zur Verfügung gestellten Beleuchtung konstatieren konnte, nicht durchweg nackte,[2]) geflügelte „Genien“, die ein langes auf weissen Grund gemaltes Blumen- und Fruchtgewinde über dem Nacken tragen; ausserdem begegnen wir auch hier einer stattlichen Serie von antik-symbolischen Vögeln: Pfau, Schwan, Gans u. a. m. Die in anmutiger Stellung sich präsentierenden Genien sind beinahe lebensgross und so gereiht, dass je 4 auf den Längswänden und 2 auf der nach einem Gemach mit den Resten einer Treppe führenden Querwand erscheinen.

Wir schreiten durch diesen ansehnlichen Nebenraum und halten uns, durch die überall sich eindrängenden Einbauten unbehindert, auch in zwei kleineren Gemächern nicht auf, wo schwache Dekorationsreste u. a. symbolische Tauben, Fische, auch eine allein stehende dekorative „Palme“ übrig lassen, die der Führer als Martyriumspalme bezeichnen möchte. So gelangen wir in den grossen Raum, den wir als „tablinum“ bezeichnen. Hier treten uns nun die einzigen christlichen Wandmalereien entgegen, die uns aus ältester Zeit innerhalb der Stadt in Privatbauten erhalten sind. Der „Katakombencharakter“ ist unverkennbar: wir werden alsbald des Näheren darauf eingehen müssen und wollen hier nur vorausschicken, dass wir zwar nur eine einzige Figur als diskutabel erachten, nämlich die auf der Höhe der Querwand beim Eingang

[1]) Das Gemach mit heidnischen Malereien ist verhältnismässig klein, ein „Frühstückszimmer,“ mehr nicht. Das Zimmer mit christlichen Fresken ist grösser.

[2]) So will sie Schultze, a. a. O. S. 241, obwohl seine eigene Abbildung doch das Gegenteil lehrt. In Wahrheit sind die Genien halb und zwar rückwärts bekleidet.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0045
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

gemalte „Orans“, dass wir aber auch von der christlichen Bedeutung der übrigen, nur halb erhaltenen Figuren überzeugt sind. Hier sei ferner gleich festgestellt, dass wir die altchristlichen Figuren vereint finden mit dekorativen Mitteln der antikheidnischen Kunst, wie wir sie ähnlich im „triclinium“ antrafen.

Selbstverständlich dem ältesten Teile der Bauten gehört die Stelle an, wo die Leichen der beiden Märtyrer vom Tage des Todes bis anno 1575 begraben worden waren. Sie befand sich oberhalb der eben geschilderten Gemächer. Und nur eine Umwandlung, nicht eine totale Umänderung, bedeutet das über ihr errichtete „Oratorium“, das dem Bau des Pammachius zuzuschreiben ist.

Mit dem tiefgelegenen, gut erhaltenen „balneum,“ einer Badeanlage vornehmeren Stils, und etlichen Vorratskammern worunter die „cella vinaria“ eine hervorragende Stelle einnimmt, ist der eigentlich antike Teil des ganzen abgeschlossen. Denn die mittelalterliche hinter dem Tablinum, nach der via di S. Giovanni e Paolo zu gelegene verbaute Kapelle mit Fresken aus dem IX.—XII. Jahrhundert ist für uns nur insofern wichtig, als auch sie die Tradition vom Hause der beiden Märtyrer bestätigt, wie das frühchristliche Oratorium, das in einem Fresko vom Martyrium beider Männer und ihrer Hausgenossen erzählt.

Wir unterscheiden also von oben nach unten, resp. von aussen nach innen gerechnet: eine mittelalterliche Kapelle mit byzantinischen Fresken (Christus mit den Erzengeln und den beiden Märtyrern, Kreuzigungsdarstellung), ein frühchristliches Oratorium mit Martyriumscene, die antiken Wohnräume der Heiligen, die Badeanlage und die Vorratsräume.

Mit andern Worten: Während die Aussenmauer des Palastes teilweise bis fast an das zweite Stockwerk erhalten ist, finden wir im Innern das ganze Erdgeschoss und ein Stück des oberen Teiles eines römischen Hauses, das christlichen Kultuszwecken überlassen worden ist, weil es — und hier muss die sichtlich skeptische aber unbegründete Haltung Viktor

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0046
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Schultzes[1]) entschieden abgelehnt werden! — der Ort des Martyriums seiner Besitzer war.

b.) **Die Wandmalereien der römischen Gemächer.**

Wir sind von jeher Gegner jener dogmenstarren Schultheorie gewesen, welche das Alter der antiken Denkmäler auf Grund rein äusserlicher Merkmale bestimmen will; jener Schultheorie, die sich anmasst, der Kunstmanier und Künstlerlaune bis auf Tag und Stunde eingeengte Zeitgrenzen zu setzen, und die dort nach der Schablone misst, wo vielleicht der freieste Geist nach Willkür gewaltet hat. Zu welchen Thorheiten hat nicht in der Prähistorie die allzu peinliche zeitliche Scheidung der „geschliffenen" und „geschlagenen" Steinartefakte geführt? Immer noch stellen sich gewisse Erbpächter der Archäologie bockbeinig auf die Behauptung, dass z. B. in Pompeji die Nachahmung von Marmorbekleidung durch blosse Malerei ein Charakteristikum nur der Zeit der Republik sei, während das Gegenteil vor ihren Augen liegt. Diese „Kunstfexerei" geht soweit, dass ein hervorragender Künstler und Kunstkritiker sich in einem bayerischen Altertumsverein einmal erkühnte, für irgend einen nebensächlichen Gewandfetzen aus dem XVI. Jahrhundert beinahe den Tag der Anfertigung zu „eruieren."

Wir verkennen aber andererseits die Gesetzmässigkeit der Kunstentwicklung bis in das kleinste Detail am wenigsten. Daher nehmen wir auch ohne Weiteres zwei verschiedene Arten der Wandmalerei in S. Giovanni e Paolo an, welche zwei verschiedene Kunst-, Kultur- und Geschichtsperioden voraussetzen, obgleich die Grenze derselben durchaus nicht so leicht zu erkennen ist, wie es die oberflächlichen Kritiker angeben.

Zunächst hebt sich der malerische Charakter des „tablinum" inhaltlich von demjenigen des von uns als „triclinium" bezeich-

[1]) Schultze, a. a. O. S. 242, zieht das Haus des Papstes Gregor d. Gr. zum Vergleich dafür an, dass „hier wie auch sonst ein vornehmes Privathaus für religiöse Zwecke überlassen worden zu sein scheint". Gewiss, wie auch sonst; aber hier haben wir ein beträchtlich älteres Beispiel und ein Haus, das Märtyrer zu Besitzern hatte. Angebrachter ist also der Vergleich mit S. Cäcilia.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0047
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

neten Gemaches ab: wir finden einige Darstellungen, welche uns aus dem Bilderkreis der Katakomben hinlänglich vertraut sind, also christliche Denkmäler, während das „triclinium“ mit seinen fast lebensgrossen Genien und den auf weissem Grund erscheinenden Fruchtschnüren durchaus heidnisch-römischen, vorchristlichen Geist athmet. Es wäre aber eine verfehlte Praxis, wenn man nun ohne tiefere Gründe diesen Contrast auch chronologisch verwerten und sagen wollte: weil das „tablinum“ christliche Fresken enthält ist es späteren Datums als der Raum, der nur profane Bilder birgt: das verschiedene Alter der Fresken beweist nichts gegen das gleiche Alter der Gemächer. Ueberdies zeigt das „tablinum“ in der Wölbung auch Meerwesen, Blumen und Masken neben den „christlichen“ Darstellungen — also „heidnische“ Motive — so dass wir die Entstehungszeit der beiden Fresko-Serien nicht allzuweit von einander zu fixieren brauchen. Wir haben vielmehr ein und dasselbe Haus[1]) vor uns, in welchem die Kunst zweier verschiedener, jedoch benachbarter Jahrhunderte sich verewigt hat.

Mein Urteil, dass wir in S. Giovanni e Paolo trotz der Darlegungen Germanos und Rossis vor mancherlei archäologischen Schwierigkeiten stehen, ist nicht leichtfertig gesprochen. Man ist aber leichtfertig gewesen in der Bestimmung der christlichen Figuren, denen man im Tablinum begegnete. P. Germano weist zwar in seinem Werke die Anschauung derer, die in etlichen Figuren „Moses am Horeb“, „Moses die Gesetzestafeln empfangend“ sehen wollten, verwundert zurück: er hätte aber beifügen dürfen, dass diese Deutung anfangs nicht weit von ihm entsprungen war. In der That sind in dieser christlichen Abteilung noch etliche Nüsse zu knacken. Von Moses ist nun einmal keine Spur; die Zeit, wo man überall Petrus oder sein Vorbild Moses wittern wollte, scheint vorüber zu sein. Ich fand als gut erkennbare Darstellung nur das Bild einer „Orantin“ auf der Eingangsquerwand. Das übrige Material lässt uns da im Stich, wo die Hauptsache beginnen sollte. Eine Figur rechts, einen in würdevoller

[1]) So auch Viktor Schultze, a. a. O. S. 242.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0048
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Haltung aufgefassten, bekleideten Mann, dem ein Pilaster mit einem Milcheimer zur einen Seite, ein kleinerer, leerer, zur andern steht, hat keinen Kopf. Hier hat man Moses am Horeb gesucht. Vielleicht haben wir eine Symbolistik für die Eucharistie oder einen guten Hirten vor uns. Auf der andern Seite scheint uns die männliche Figur nicht etwa eine Schrift zu empfangen, sondern eher in eine solche schreiben zu wollen. Leicht erklärbar ist die Gruppe eines Schafs und eines Ziegenbocks mit einem Garbenbüschel. Muthmassen lässt sich sehr viel; bestimmt wirkend ist nur der Eindruck, dass die Bilder „echte Katakombenluft" athmen.

Das Ueberzeugendste ist natürlich die betende Figur, die altchristliche „Orans", die an dieser Stelle sowohl für sich selbst wie für die chronologische Bestimmung des Alters dieser Malereien von Bedeutung ist.

Die Orans im antiken Hause unter Giovanni e Paolo ist in der Gestalt einer in betender Haltung die Arme zum Himmel erhebenden Frau dargestellt.

Ich muss zwar tiefer in den verworrenen Kreis der herrschenden Deutungen eindringen, hoffe aber, dabei deutlich bleiben zu dürfen.

Keine der häufigen Figuren des christlichen Altertums ist schlichter und einfacher, aber auch neuerdings keine umstrittener als die Orans, die Gestalt einer betenden Frau, selten eines betenden Mannes. Die Oranten begegnen uns auf allen cömeterialen Monumenten, hauptsächlich aber in der sepulkralen Malerei. Was stellen nun diese Oranten dar? Jedenfalls haben sie nicht immer dieselbe Aufgabe: das lehrt der Augenschein. F. X. Kraus findet zunächst in der Orans, wo sie nicht individuell (d. h. als Bild des Toten) sondern symbolisch erscheint, nicht sowohl die Kirche, sondern den oder die Fidelis bezw. die gläubige Seele dargestellt. Diese Auffassung bildete dann die Brücke zu der späteren, wo die Orans als Bild der Gesamtheit der Gläubigen, der Kirche, auftritt. Das sagt der Gelehrte in der Realencyklopädie.[1]) In seiner „Roma Sotterranea" geht er jedoch mit fliegenden Standarten zur

[1]) F. X. Kraus. R. E. II. 538 ff.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0049
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

letzteren Deutung als der überwiegend richtigeren über. Wir lesen da[1]): „Man hat öfter die Vermutung aufgestellt, die weibliche Orans sei das Bild einer Martyrin oder sonst hervorragenden Person, welche in dem Hauptgrabe, in welchem sie gefunden wurde, beigesetzt war. Hier und da mag diese Vermutung begründet sein; in meisten Fällen ist sie jedoch gänzlich unzulässig, so wenn sie offenbar als Begleiterin des guten Hirten erscheint. In manchen anderen Fällen hat sie ihren Platz an einer Decke,

Porträt der Dionysas als Oran (S. Callisto, Rom).
(Aus Schultze, Handbuch d. christl. Archäologie.)

deren übrige Felder sämtlich von biblischen Szenen oder Personen eingenommen sind, so dass man schwerlich annehmen kann, es sei gestattet gewesen, persönliche oder individuelle Erinnerungen hier anzubringen. Wir sehen also die Kirche oder die seligste Jungfrau in diesen Oranten, und zwar in den meisten Fällen lieber letztere als erstere. Wäre aber auch zunächst die Kirche als Gegenstand dieser Darstellungen zu erkennen,

[1]) F. X. Kraus. Roma sotterranea. S. 301.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0050
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

so stände dies ganz im Einklange mit der Gewohnheit altchristlicher Schriftsteller, dieselbe unter dem Symbol der jungfräulichen Gottesmutter vorzustellen."

Im Gegensatz zu Kraus lehnt ein anderer katholischer, vielgelesener Schriftsteller, Liell, dessen Marien-Werk heute kaum mehr genügend orientiert, die Beziehung der Oranten auf die Kirche und die Jungfrau Maria, ausgenommen bestimmt bezeichnete Fälle, ab. Liell bildet zwei Gruppen von Oranten: solche, welche als Verkörperung des Priestergebetes am Grabe den Besucher um sein Gebet anflehen und solche, welche im Paradiese für uns beten.[1])

Aehnlich erkennt der hochbegabte und hochverdiente Schüler de Rossis, Msgr. Joseph Wilpert[2]) in den Oranten „Bilder der in der Seligkeit gedachten Seelen der Verstorbenen, welche für die Hinterbliebenen beten, damit auch diese das gleiche Ziel erlangen".

Im Hinblick auf die folgende, nichtrömische Auffassung nimmt Heussner[3]) einen ruhigen und vermittelnden Standpunkt ein: er anerkennt zunächst die Beziehung auf die betreffenden Toten, findet in der Orans sodann die „sinnbildliche Darstellung der im Glauben abgeschiedenen Seele im Allgemeinen" und endlich würdigt er in ihr das „Sinnbild der Hoffnung und der Zuversicht der Christen auf die Auferstehung."

In entschiedenem Widerspruch zu Kraus steht Victor Schultze, der in erster Linie, nicht zag wie Kraus, die Oranten als „Porträts der Toten im weiteren Sinne" deutet. Nach ihm ist also die Orans „der Tote im Akt des Gebetes". Recht hat Schultze meines Erachtens, wenn er darauf hinweisst, dass der Orantin zuweilen der Namen des Toten beigefügt ist und Gesichtsausdruck und Kleidung individuell ausgebildet erscheinen[4]).

---

[1]) Liell, Die Darstellungen der Jungfrau Maria auf den Kunstdenkmälern der Katakomben. S. 115. f.

[2]) J. Wilpert. Ein Cyclus christolog. Gemälde aus d. Katak. des hl. Petrus und Marcellinus. Freiburg i. B. 1891. S. 30 f.

[3]) Heussner. Die Bedeutung der Oranten in der altchristl. Kunst. Christl. Kunstbl. 1893. S. 88 f.

[4]) Victor Schultze. Archäologie der altchristl. Kunst. München 1895. S. 175 ff.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0051
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Treffend ist hier auch seine Bemerkung, dass wir auf Sarkophagen die Orans vorwiegend an der Stelle antreffen, wo nach antiker wie nach christlicher Gepflogenheit das Medaillonporträt des Toten seinen Platz hat. Sobald aber Schultze das Gebiet des Thatsächlichen verlässt und sich auf jenes der Symbolik begiebt, sobald er in seiner Weise zu „deuten" anfängt, gleitet er aus. So versteht er die Oranten als die Bilder der Toten im weiteren Sinne; damit hat er Recht. Er deutet sie aber als die Bilder der Toten, welche ihre Seele im Sterben Gott übergeben, ähnlich wie Stephanus mit den berühmten Worten: „Herr, nimm meinen Geist auf", und darin hat er meist Unrecht. Es ist schlechthin unwahr, dass wir in den Katakomben einem derartig subjektiven, persönlichen Empfinden des Toten in seiner Sterbestunde begegnen. Wenn Schultze folgert: „denn dass es nur ein Gebet für die eigene Seele und deren Heil sein kann, nicht etwa Gebet der Verstorbenen für die Hinterbliebenen, braucht gegenüber Denkmälern, die mit dem zweiten Jahrhundert beginnen, nicht begründet zu werden" — so spricht er geradezu eine Ungeheuerlichkeit aus. Gewiss, eine Ungeheuerlichkeit angesichts der Thatsache, dass es seit der apostolischen Zeit ein Gebet auch für die Verstorbenen giebt, um das die Oranten den Vorübergehenden bitten, eine Ungeheuerlichkeit auch angesichts der anderen Monumentalbeweise, welche den Glauben an die Kraft der Fürbitte im Jenseits für alle christlichen Jahrhunderte bekunden. Schultze ist entschieden zu engherzig und voreingenommen, der Standpunkt Heussners würde seine Orantendeutung besser kleiden. Wir wissen uns von jeglichem archäologischem Dogmatismus völlig frei; aber offenstehende Thatsachen wie die „Fürbitte für Tote" läugnen, welche für den Lehrbegriff der eigenen Konfession etwas unangenehm sind, nenne ich nicht mehr protestantisch, sondern tendenziös.

Absolut voreingenommen urteilt Schultze zweifelsohne auch über „Maria als Orans". Schultze will, dass man überall, wo man „seit dem V. Jahrhundert" (warum nicht früher?) Maria als Orans findet, die „ursprüngliche Bedeutung" festhält[1]). Maria ist

[1]) Schultze, a. a. O. S. 360 f.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0052
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

also die „gläubig Dahingeschiedene“ — weiter nichts, gar nichts. Wirklich? Trotz der nach Schultzes eigenem Bekenntnis bedeutend aufgewachsenen Marienverehrung? Eine „fürbittende Maria“ anerkennt Schultze nicht, weil er überhaupt keine „fürbittende Orantin“ anerkennt: seine Orantinnen sind lauter Egoisten! Ich kann Schultze, dessen „Archäologie“ ich sonst schätze wie keiner, von dem Vorwurfe nicht freisprechen, dass er etwas erwiesen haben will, was tausendfach erwiesen ist, was Lehner in seiner Geschichte der Marienverehrung auf jeder Seite bestätigt und was schliesslich, sage ich es offen heraus, eine Wissenschaft des Gemütes ist: dass nämlich Maria als betende Gestalt dargestellt zweifellos die „fürbittende Maria“ bedeuten soll.

Schultze kalkuliert: alle Orantinnen zeigen einen „geschlossenen Rahmen traditioneller Ausdrucksweise“. Für Maria als Orans ist dieser Rahmen nicht durchbrochen. Also wird auch Maria nur als Selige bezeichnet, die sich in gläubigem Gebet in die Hände Gottes gegeben hat. Und das auf „Maria“ eifersüchtige Herz des mehr destruktiven als positiven Archäologen fühlt sich sehr beruhigt bei dem Gedanken, dass „die Kunst da, wo sie Maria allein bildete, keine neue Form suchte, sondern an die alte Orantenform anknüpfte.“

„Nur keine Ausnahmestellung für Maria!“

Gewiss ein kleinlicher und angesichts der lapidaren Sprache aller christlichen Jahrhunderte fast gehässiger Standpunkt! „Maria als fürbittende Orans“ oder Maria als „Sinnbild der betenden Kirche“ ist ein schriftlich wie monumental beglaubigter Begriff der christlichen Archäologie.

Einen Fehler machen ja wohl alle, die über die Oranten urteilen: sie suchen dort ein bindendes Gesetz, wo gewiss die Mannigfaltigkeit geherrscht hat. Wir sind daher der Meinung, dass Kraus, Wilpert, Liell und ihre Vorgänger wie Heussner Recht behalten können, ja, dass sogar Schultzes Deutung noch ehrbar unterkommen kann, dass aber jeder Versuch, dem „Orantensymbol“ enge Grenzen zu stecken, ein Unsinn wäre. Jedenfalls darf man

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0053
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Ideen des XVII. Jahrhunderts und der radikalen Theologie nicht so ohne weiteres in das — Urchristentum übertragen!

Bezüglich unseres Bildes in dem Hause der Märtyrer Johannes und Paul ertappen wir die archäologische Deutung allerdings in einer gewissen Verlegenheit. Hören wir Kraus, so haben wir, wenn eine persönliche Beziehung der Orans zu dem Orte ihrer Darstellung nicht erweisslich ist, an die „Kirche" oder an „Maria", eher an letztere, zu denken, zumal wenn die Orans in Beziehungen zum guten Hirten erscheint. Nun ist eine Deutung der Orans als das Bild einer Martyrin oder sonst hervorragenden Person, die hier wohnte, in diesem Falle ausgeschlossen: wir stehen nicht in den Katakomben, sondern in einem christlichen, vormals heidnischen Privathaus. So bleibt denn für die Kraussche Deutung nur „Maria" oder die symbolisierte „Kirche" im Akt der Fürbitte, für die Liellsche Analyse nur das Bild einer dem Hause verwandten, um Fürbitte bittenden Verstorbenen übrig, während Heussner in unserer Orans die sinnbildliche Darstellung der im Glauben abgeschiedenen Seele im Allgemeinen, der Hoffnung auf ein ewiges Leben erblicken darf.

Jedenfalls hat Heussner den Vorzug für sich, in keinerlei Collision mit dem Alter der Gemälde und der — Geschichte der Fundstätte zu geraten, eine Gefahr, deren sich selbst der Entdecker nicht recht bewusst geworden ist und die wir hier ernstlich beleuchten müssen.

Beharrt man dabei, dass Maria hier dargestellt sei, dass sie als Orans aber erst seit dem fünften Jahrhundert ausgesprochen erscheint — die Gegengründe, die Kraus[1]) anführt, sind leider nicht beweiskräftig — so sinkt unser „altchristliches Gemach" in das fünfte Jahrhundert herab, hat also niemals in seinem Bilderschmuck den im IV. Jahrhundert hingerichteten Martyrern selbst gedient. Diese Meinung ist indessen ohne weiteres hinfällig: wir wissen, dass noch im IV. Jahrhundert Pammachius das Haus der Glaubenszeugen in eine Kirche umwandelte, und der arcane Charakter der Darstellungen weist auf eine noch unter dem

[1]) F. X. Kraus, Roma Sott. S. 302.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0054
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Nachhall aufgeregter Zeiten stehende Kunst. Wir geraten also mindestens in das IV. Jahrhundert, in die Periode, in welcher das Martyrium stattfand.

Haben nun die beiden Heiligen als die christlichen Hausbesitzer diese Malereien — etwa um 360—363 n. Chr. — anfertigen lassen, ehe sie durch Julians Urteilsspruch den Martertod erlitten, oder ist der christliche Bilderschmuck erst nach ihrem Tode veranlasst worden?

Die Frage ist durchaus nicht nebensächlich. Im ersteren Falle haben wir in der That die „malerische Dekoration eines christlichen Privathauses" vor uns; im letzteren beschränkt sich der christliche Charakter bloss auf die Zeit, wo das Privathaus, als Grab der Martyrer, religiösen Zwecken übergeben worden war und hat hier keinen anderen Wert als in den Katakomben. Mit andern Worten: Ist die christliche Malerei auf private oder auf christengemeindliche, kirchliche Entstehung zurückzuführen? Für die christliche Archäologie, die sich gefreut hatte, den sepulkralen und basilikalen Stätten des Urchristentums einmal das römisch-christliche Privathaus an die Seite stellen zu können, ist diese Alternative gewiss nicht gleichgültig.

Entscheidend für unsere Frage ist nicht etwa der Umstand, dass man auf Weingefässen der Heiligen das Monogramm Christi gefunden hat: von derartigen Gebrauchsgegenständen kann ich nicht zwingend auf die Natur der Wandmalereien schliessen. Die Entscheidung liegt meines Erachtens bei der Figur der Orans.

Es ist verfehlt, die Orans ausschliesslich der sepulkralen Kunst zu überweisen, wie dies in der Hauptsache Schultze, wie es Liell und Wilpert thun. Schon Heussners Deutung legt in die Orans eine allgemeinere, christliche Symbolik, und Kraus zeugt für dieselbe ausdrücklich genug. Ist die „Orans" im Tablinum des Martyrerhauses sepulkral zu fassen, so stehe ich keine Sekunde an, unbehindert um die Erlaubnis der Farbendogmatiker den ganzen christlichen Cyclus in die Zeit nach Julianus Apostata zu setzen und der Orans die Bedeutung der fürbittenden Seele beizumessen. Freilich: warum dann nur eine Orans — wie dies

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0055
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

wahrscheinlich — und warum eine weibliche? Warum kein näheres Attribut, das die Beziehung zur Wohn- und Grabstätte der beiden Martyrer ausspricht? Das frühchristliche Oratorium des Pammachius hat es doch verstanden, diese Beziehung durch die Darstellung der vollen Marterscene sowie einer (oder auch zwei?) Orantinnen klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen!

Gewiss ist die Orans, wie die Goldgläser beweisen, ein Allgemeingut der christlichen Kunst gewesen. Sie hat daher auch mit Recht das altchristliche Privathaus geschmückt als ein Zeichen der Hoffnung, die zuversichtlich in das Jenseits blickt.

Das Tablinum der Martyrer Johannes und Paul ist daher wohl zu Beginn des IV. Jahrhunderts mit seinem christlichen Bilderkreis versehen worden.

Die übrige Dekoration des „Tablinum" zeigt uns Meerwesen, Blumen und Masken. Zum ersten Male weise ich auf ihre sich durch die Verbindung mit den christlich-biblischen Scenen ergebende Wichtigkeit hin. Masken, Meerwesen und Blumen sind wie die Eroten und Psychen, Seepferdchen, Steinbock und Panther ganz wesentliche Besitzstücke der antiken, römischen, heidnischen Kunst, näherhin der speziell sepulkralen. Unläugbar ist die cömeteriale altchristliche Kunst nichts anderes als die getreue Anwendung der Antike. Wo sie fortgeschritten war, finden wir, um mit Victor Schultze[1]) zu sprechen, in „dieses fremde Ganze Bildchen christlichen Inhalts eingetragen". Derartige Verbindungen — Schultze beschreibt Deckenmalereien — bedeutete die ersten Erfolge der christlichen Kunst, die einmal warm geworden bald zur herrschenden Macht sich erhebt. Parallel mit dieser cömeterialen Kunst geht nun auch diese „domesticale", die hier wie dort christliche Scenen mit heidnischen Motiven verbindet. Wir haben es in S. Giovanni e Paolo nicht mit einer Deckendekoration wie in S. Gennaro zu Neapel, sondern mit einer Scenendarstellung, verbunden mit dekorativen

[1]) Victor Schultze, a. a. O. S. 167.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0056
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Zuthaten, zu thun. Wenn man mit Recht die Mitte des zweiten Jahrhunderts als allgemeine Grenze für die untergeordnete Beimischung christlicher Symbole in die Deckengemälde bezeichnet, so wird man für unsere Malerei, die dem rein christlichen Moment einen bedeutenderen Vorsprung lässt, eine erheblich spätere Grenze ansetzen müssen. So kommen wir also auch aus diesen Gründen des Verhältnisses zwischen dem antiken Kunstbesitz und der ausgesprochen christ-

Dekoration des Zimmers mit heidnischen Fresken (S. S. Giovanni e Paolo).
(Aus Schultze, Handbuch der christl. Archäologie.)

lichen Malerei zu dem Ergebnis, dass wir hier im vierten Jahrhundert, näher dem Anfang als dem Ende zu, uns befinden, und weiterhin, dass Victor Schultze nur halb Recht hat, wenn er sagt, die malerische Dekoration des christlichen Privathauses sei in der Regel keine andere als die in der antiken Gesellschaft beliebte und übliche gewesen.[1]) Richtig ist vielmehr,

[1]) Victor Schultze, a. a. O. S. 241.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0057
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

dass sie bald ganz sich an die Dekoration des heidnischen Hauses anschloss, bald aber den Gedankenkreis und die Kunstformen der Katakomben in sich aufnahm. Denn es ist jedenfalls falsch, wenn Schultze kritiklos alle andern Räume ausser dem heidnischen „triclinium", also auch das „tablinum", erst „nachträglich", wahrscheinlich im fünften Jahrhundert mit christlichen Darstellungen versehen lässt. Bezüglich des „Tablinum" musste ihn von dieser Datierung der gesamte Kunstcharakter abhalten.

Das andere, mit kleinen Eroten und grossen Genien und auf weissem Grund hervortretenden „Fruchtschnüren" geschmückte Zimmer, das „triclinium", setzen wir durchaus nicht in ein „zweites" Privathaus. Seine Fresken sind freilich ausgesprochen heidnisch, d. h. sie sind echte Kinder der antiken Kunst — allein der antiken Elemente haben sich ja auch die Malereien des „tablinum" nicht erwehrt. Wir vermögen also höchstens einen zeitlichen Unterschied für die Malereien anzuerkennen und möchten uns sehr dagegen sträuben, die zeitliche Differenz allzu hoch zu bemessen. Mit dem Ausdruck „beste Kunst" wird viel geflunkert; man sucht diese beste Kunst meistenteils im I. u. II. Jahrhundert, und redet von da ab etwas allzu ungebunden vom „Niedergange der antiken Kunst". Das ist nicht so tragisch zu nehmen. Und wenn wir unsere Fresken mit der Zensur „gut" beurteilen dürfen, so lehren uns z. B. die Tomba dei Valerii und dei Pancratii auf der alten via Latina, dass wir vom ersten Saeculum abwärts noch bis ins III. und IV. Jahrhundert hinein einer ausgezeichneten sepulkralen Kunst, sogar in einer so leicht veränderlichen Manier wie Stuck, begegnen können, einer Kunst, die gewiss auch unter dem Tageslicht zu arbeiten versteht.

Die hier uns begegnenden Fresken haben wir bereits oben in ihrer Anordnung geschildert und unsere Abbildung gewährt eine genügende Vorstellung. Sie erinnern an eine Kunst, die noch nicht der Depravation verfallen ist, an die liebenswürdigsten dekorativen Offenbarungen der besten Zeit. Der Gesamteindruck aber, unter dem wir diesen Raum und seine Fresken betrachten

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0058
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

müssen, giebt uns kein Recht, diese Malereien allzu weit von denen des „tablinum“ entfernt zu datieren und mit der Mitte des III. Jahrhunderts dürften wir annähernd die Wahrheit getroffen haben, wobei wir freilich es nicht auf einige Dezennien ankommen lassen können.

c) Die übrigen bemalten Räume.

Dafür, dass die beiden eben beschriebenen Gemächer als ursprüngliche Bestandteile des Privathauses der beiden Märtyrer zu gelten habe, hat der architektonische wie dekorative Befund gesprochen; es spricht dafür auch das frühchristliche Oratorium mit seinen Fresken, das uns im Verein mit den „Acta Martyrum“ unverkennbar deutlich erzählt, welche Erinnerung es hoch zu halten berufen war. Als der fromme Senator Byzanticus mit seinem Sohne Pammachius um 398 das Haus der beiden Märtyrer in eine Kirche umwandelte, da geschah diese Umwandlung zweifellos unter thunlichster Schonung der ehrwürdigen Stätte. So war es ursprünglich auch mit dem Wohnhaus der hl. Cäcilia ergangen, das die mannigfachsten Veränderungen erlitt, ehe es zur heutigen Kirche S. Cäcilia in Trastevere sich verwandelte.

Pammachius, der Freund des hl. Hieronymus, war es also, dessen Fürsorge das ursprüngliche Haus möglichst zu schonen suchte.

Dem ganzen Charakter der Malereien gemäss dürfen wir die Fresken des Raumes, den P. Germano genau unter dem eingangs erwähnten Marmorstein in der oberen Flur („locus martyrii“ etc.) gefunden hat, als die erste künstlerische Ehrung ansehen, die man den — zweifellos hier enthaupteten und im Hause begrabenen — Martyrer erwiesen hat. Diese Fresken sind kunstgeschichtlich deshalb so wichtig, weil sie u. a. uns zum ersten Male eine volle Marterscene mit allen Einzelheiten an die Hand geben. Wir geben die Beschreibung mit den Worten Schultzes[1]): „Zwei männliche und in der Mitte eine weibliche Gestalt knieen

[1]) Victor Schultze, a. a. O. S. 362.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0059
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

im Vordergrunde; ihre Augen sind mit einer Binde umschlossen und ihre Hände auf den Rücken gebunden. Still und gefasst erwarten sie die blutige Exekution, welche ein hinter ihnen stehender Mann, von welchem leider nur noch die unteren Partien vom Knie abwärts erhalten sind, zu vollziehen sich anschickt. Man erkennt darin das Martyrium der hl. Crispus, Crispinianus und Benedicta" — welche das Begräbnis der beiden Martyrer besorgt hatten und gleichfalls hingerichtet wurden. Nach de Waal[1]) sollen die „Gemälde den Martertod der beiden Heiligen wie der drei anderen Martyrer darstellen."

Meine Untersuchung dieses Raumes, die am 7. Juni 1898 stattfand, ergab folgende Thatsachen:

Der kleine und enge Raum ist als der Ort des Martyriums und zugleich als das Grab der Martyrer anzusehen, deren Leichen man auch hier in einer antiken cassa marmorea erhoben hat. Die niedere Aedikula zeigt heute oben auf der Rückwand eine „fenestrella", zu beiden Seiten zwei halb erhaltene Männerfiguren, auf Petrus und Paulus gedeutet; unten auf derselben Rückwand zwischen einem Vorhang eine weibliche Orans, zu deren Füssen zwei Männer sich niederbeugen, um, wie unverkennbar, den Kuss der Verehrung darzubringen. Die linke Seitenwand (vom Beschauer aus) lässt oben zwei Männer mit einer Frau in der Mitte sehen, angeblich Constantia, die den beiden Martyrern das Haus geschenkt — unten die drei Heiligen Crispus, Crispinianus und Benedicta, erstere Beiden ziemlich realistisch mit Atributen dargestellt, welche sie als Priester bezw. Diakon kennzeichnen.

Die rechte Seitenwand trägt oben das vorhin mit den Worten Schultzes beschriebene Martyrium. Auch hier fällt uns die individuelle, realistische Darstellung der Personen auf, deren Bilder fast wie Porträts wirken. Der untere Wandteil zeigt Benedicta und eine andere ihr entgegenkommende Frauengestalt. Das ist die Situation der Fresken. Von einem Martyrium der beiden

[1]) A. de Waal, der Rompilger. Freiburg i. B. 1895. S. 250.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0060
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

Heiligen Johannes und Paulus, wie de Waal will, ist keine Spur vorhanden. Vielmehr ist in der Orans mit der Prokynesis der zwei Männer, dieser ersichtlich siegesfrohen Gestalt, welcher wohl oberhalb der fenestra eine andere Orans entsprach, die Glorie der beiden Hofleute zum Ausdruck gebracht.

Die Ansicht, dass wir in den beiden Männern zu den Füssen der Orans die Senatoren Byzanticus und Pammachius zu erkennen haben, ist mindestens diskutierbar.

Was das Alter dieser Malereien betrifft, so bin ich mir darüber nicht unklar, dass sie mindestens dem V. Jahrhundert, gewiss keinem späteren, angehören. Sie sind entstanden, als das Haus christlichen Kultzwecken übergeben war. Diese Datierung gebietet der unmittelbar zwingende Eindruck, gebietet der architektonische Zusammenhang, gebietet die Lehre, die uns die Geschichte der „Martyrien" giebt. Die ältesten Darstellungen vermeiden sowohl das Odiose wie das Schauerliche einer Hinrichtung: den gekreuzigten Christus kennt die älteste christliche Kunst nicht.[1]) Die Martyrien der ersten vier Jahrhunderte — wir können freilich im Ernste erst seit der Ausschmückung des Mausoleums der Galla Placidia in Ravenna von einer derartigen Darstellung reden — beobachten eine entschiedene Scheu gegen jeden hässlichen Eindruck; selbst das Martyrium des Achilleus auf einer Marmorsäule in S. Domitilla aus dem V. Jahrhundert lässt nur sehen, wie ein Soldat den Märtyrer mit dem Schwerte vorwärts stösst, dagegen[2]) ist der volle Realismus eines Martyriums zum Vorschein gekommen in der Zersägung des Propheten Isaias auf einem Goldglase des V. Jahrhunderts. Zwei Männer zersägen mit einer grossen Säge die Kniee des in betender Haltung stehenden nackten Propheten, wobei das Blut herniederströmt. Wir sehen also, dass wir unser Gemälde, das schüchtern „nicht die Exekution, sondern nur die Einleitung derselben wählt", unbedingt

---

[1]) Dr. G. A. Müller und R. Forrer, Kreuz und Kreuzigung Christi in ihrer Kunstentwickelung. Mit 12 Tafeln. Bühl, Baden 1894.

[2]) Victor Schultze, a. a. O. S. 263.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0061
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG

in das V. Jahrhundert und zwar in den ersten Beginn desselben setzen müssen.

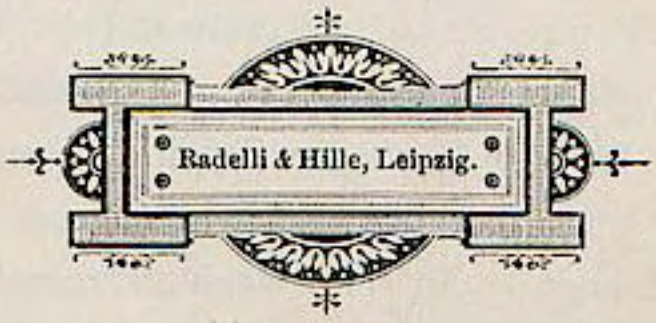
* * *

Hiermit nehmen wir Abschied von dem alt- und frühchristlichen Teil der Bauten und werfen nunmehr einen kurzen Blick auf die mittelalterlichen Darstellungen des IX.—XII. Jahrhunderts, denen wir in einem späteren Einbau oder Umbau hinter dem Tablinum begegnen. Sie sind die Spuren der mannigfachen Restaurationen, denen schon in früher Zeit die alte Anlage unterzogen ward.

Ziemlich spät ist das Fresko mit Christus und den beiden Erzengeln; die Gruppe war flankiert durch die beiden Martyrer, von denen heute nur noch Paulus, inschriftlich bezeugt, erhalten ist. Berühmt sind die Passionsfresken aus dem X. Jahrhundert, von denen die Kreuzigung den Erlöser mit der Tunika bekleidet und mit neben einander befestigten Füssen darstellt; gut erkennbar ist die Losung über die Gewänder (Inschrift: super bestem (sic!) meam miserunt sortem!), völlig verwischt dagegen die Grablegung, deren letzte Schimmer mir ein wohlunterrichteter Laienbruder glaubhaft noch nachwies.

Bedeutsam sind diese Fresken wie ihr Standort für uns hauptsächlich deshalb, weil sie wichtige Meilensteine und Wegweiser durch die Geschichte des interessanten altchristlichen Privathauses sind. Mit dem „tablinum", dem Begräbnisort der Martyrer und dem Oratorium unten, und mit der Inschriftplatte in der Flur der Kirche oben bilden sie eine geschlossene Beweiskette. Die legendäre und ortskirchliche Tradition darf mit dieser sehr zufrieden sein!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0062
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0063
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0064
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0065
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

C 3579 4

V 01285502 20

01285502

Universitäts - Buchbinderei
CARL MOHMEISTER
Heidelberg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0066

© Universitätsbibliothek Heidelberg

gefördert durch die
DFG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0067
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die
DFG

letzteren Deutung als der überwiegend richtigeren über. Wir lesen da[1]): „Man hat öfter die Vermutung aufgestellt, die weibliche Orans sei das Bild einer Martyrin oder sonst hervorragenden Person, welche in dem Hauptgrabe, in welchem sie gefunden wurde, beigesetzt war. Hier und da mag diese Vermutung begründet sein; in meisten Fällen ist sie jedoch gänzlich unzulässig, so wenn sie offenbar als Begleiterin des guten Hirten erscheint. In manchen anderen Fällen hat sie ihren Platz an einer Decke,

Porträt der Dionysas als Oran (S.
(Aus Schultze, Handbuch d. christl. Arc

deren übrige Felder sämtlich von biblischen
eingenommen sind, so dass man schwerli
es sei gestattet gewesen, persönliche od
innerungen hier anzubringen. Wir
oder die seligste Jungfrau in diesen Oran
meisten Fällen lieber letztere als erstere.
nächst die Kirche als Gegenstand dieser Dar

[1]) F. X. Kraus. Roma sotterranea. S. 301.

Colour & Grey Control Chart
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta
White Grey 1 Grey 2 Grey 3 Grey 4 Black
cm 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mueller1899/0068
© Universitätsbibliothek Heidelberg
gefördert durch die DFG